



LIBRARIES

UNIVERSITY OF WISCONSIN-MADISON

Aufwärts. Jahrgang 19, Nr. 8 August 15, 1966

Köln: Bund-Verlag, August 15, 1966

<https://digital.library.wisc.edu/1711.dl/EH6BSWZPF2L2B8L>

This material may be protected by copyright law (e.g., Title 17, US Code).

For information on re-use see:

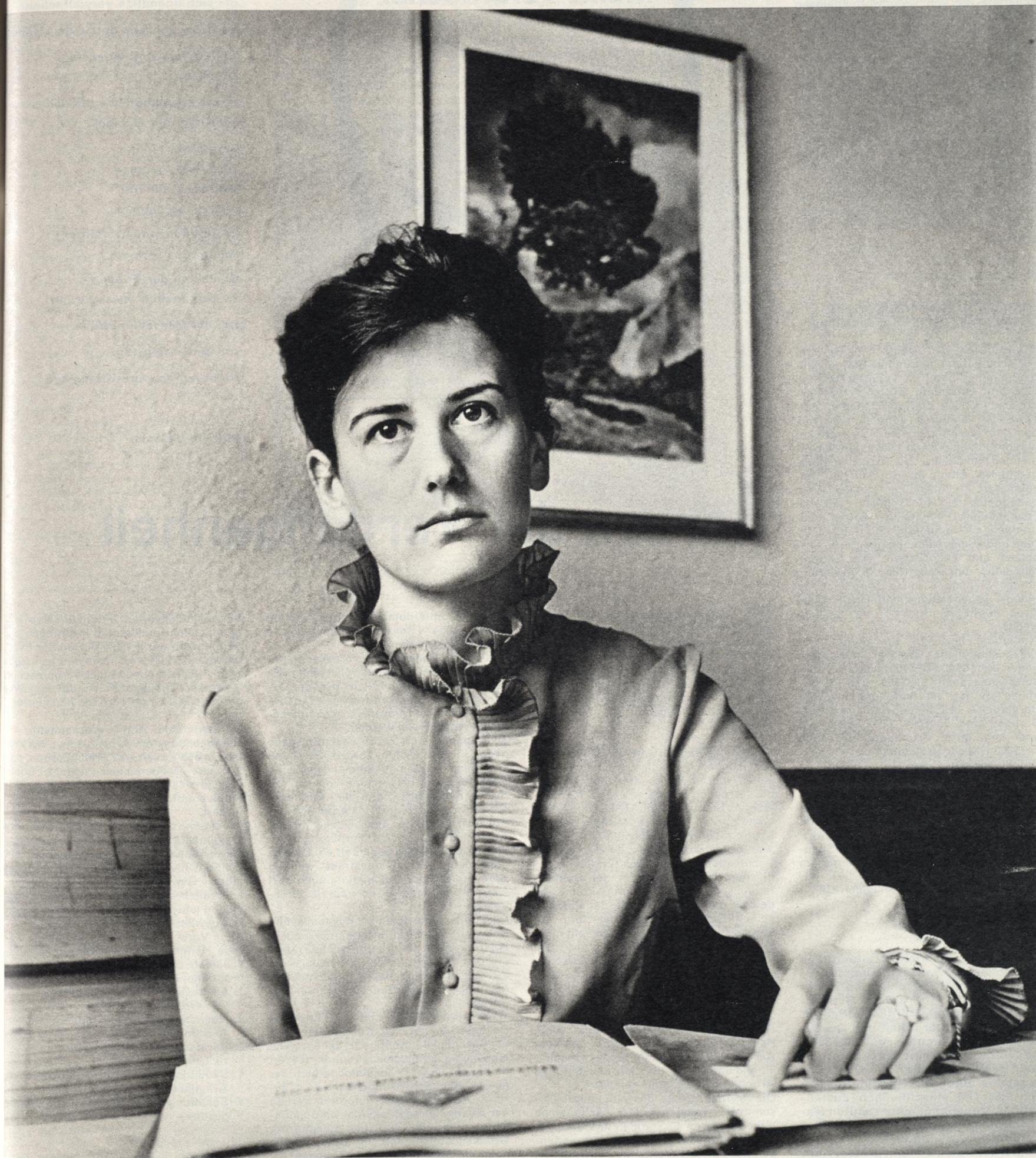
<http://digital.library.wisc.edu/1711.dl/Copyright>

The libraries provide public access to a wide range of material, including online exhibits, digitized collections, archival finding aids, our catalog, online articles, and a growing range of materials in many media.

When possible, we provide rights information in catalog records, finding aids, and other metadata that accompanies collections or items. However, it is always the user's obligation to evaluate copyright and rights issues in light of their own use.

Köln, 15. August 1966 . 19. Jahrgang . Preis 50 Pfennig . G 1394 E

Italienische Kollegin bei einem internationalen Jugendseminar der IG Metall
Foto: Udo Hoffmann



Protest des DGB gegen Grabschändungen

Der Bundesvorstand des Deutschen Gewerkschaftsbundes verurteilt auf das schärfste die von verantwortungslosen Subjekten am 13. Juli auf dem jüdischen Friedhof in Mannheim vorgenommenen Schändungen an über 100 Gräbern. Der DGB erwartet von den verantwortlichen Stellen, daß sie alles tun, um die Täter zu ergreifen und verlangt härteste Bestrafung der Schuldigen. Er fordert alle Bürger der Bundesrepublik auf, sich dem Protest des DGB anzuschließen und dafür einzusetzen, daß die Kulturstätten, das Eigentum und die Einrichtungen unserer jüdischen Mitbürger vor weiteren Übergriffen geschützt werden. Die Mannheimer Gewerkschaftsjugend hat sich verpflichtet, an den Beseitigungen der Verwüstungen aktiv mitzuarbeiten.

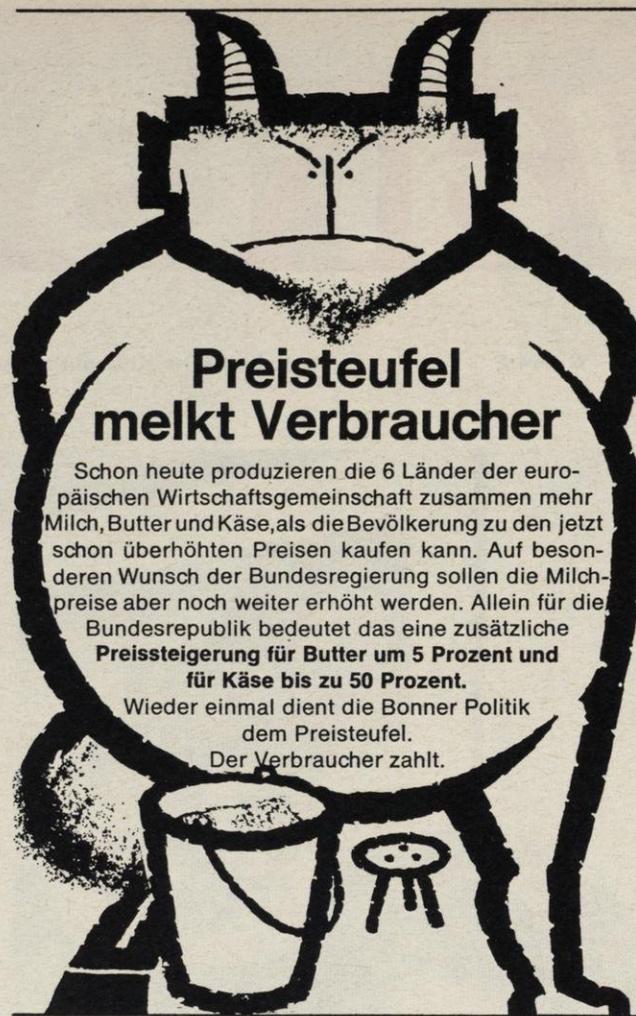
Stiftung Mitbestimmung brachte 7,5 Millionen DM für Stipendien auf

Die durch den Deutschen Gewerkschaftsbund gegründete Stiftung Mitbestimmung hat 1965 1235000 DM und seit ihrer Gründung im Jahre 1954 insgesamt 7520000 DM für Stipendien aufgewendet. Dadurch konnten, wie aus dem jetzt veröffentlichten Jahresbericht hervorgeht, insgesamt 1385 junge Arbeitnehmer und Söhne und Töchter minderbemittelter Eltern ihr Studium an Universitäten, technischen Hochschulen, pädagogischen Hochschulen, höheren Fachschulen, Fachschulen sowie Institutionen zur Erlangung der Hochschulreife und Akademien beginnen bzw. fortsetzen und abschließen. Die Stiftung Mitbestimmung knüpft an die Förderung junger Menschen keine Verpflichtung, und die Stipendiaten sind frei in der Wahl ihres künftigen Berufs- und Lebensweges.

Außerdem bewilligte die Stiftung für wissenschaftliche Zwecke im vergangenen Jahr 95000 DM und seit der Gründung insgesamt 1087000 DM. Ferner stellte sie für die Betreuung invalider Bergarbeiter in Erholungsheimen der IG Bergbau und Energie 1965 150000 DM und seit ihrer Gründung insgesamt 1475000 DM zur Verfügung.

Die Finanzierung der als gemeinnützig anerkannten Stiftung Mitbestimmung erfolgt vornehmlich durch Zuwendungen von Gewerkschaftsmitgliedern in Aufsichtsräten, von Arbeitsdirektoren sowie von gewerkschaftlichen und gemeinwirtschaftlichen Einrichtungen. Das Spendenaufkommen der Stiftung betrug im Jahre 1965 1950000 DM und seit der Gründung insgesamt 12 Millionen DM.

„aufwärts“, illustrierte Zeitung des Deutschen Gewerkschaftsbundes für junge Menschen. Erscheint im Bund-Verlag GmbH, Köln-Deutz, Schließfach 6. Verlagsleiter: Wilhelm Biedorf. Verantwortlich für Inhalt und Gestaltung: Hans Dohrenbusch. Tel. 83881. „aufwärts“ erscheint monatlich einmal. Bestellung durch die Post. Bezugspreis durch die Post vierteljährlich 1,50 DM einschließlich Zustellgebühr. Unverlangt eingesandten Manuskripten muß Rückporto beigefügt werden. Kupfertiefdruck: dumont presse, Köln



Preisteufel melkt Verbraucher

Schon heute produzieren die 6 Länder der europäischen Wirtschaftsgemeinschaft zusammen mehr Milch, Butter und Käse, als die Bevölkerung zu den jetzt schon überhöhten Preisen kaufen kann. Auf besonderen Wunsch der Bundesregierung sollen die Milchpreise aber noch weiter erhöht werden. Allein für die

Bundesrepublik bedeutet das eine zusätzliche **Preissteigerung für Butter um 5 Prozent und für Käse bis zu 50 Prozent.**

Wieder einmal dient die Bonner Politik dem Preisteufel.
Der Verbraucher zahlt.

DGB auf der Seite der Verbraucher

Krieg ist Hölle.

Gleichgültigkeit ist schlimmer!

Sie schafft Millionen Höllen, die sich unendlich vervielfachen.

Im Krieg gehst du durch viele Höllen.

Sprich vom Anti-Kriegstag.

Offiziell!

Etwas grauenhafteres offizielles als Krieg gibt es nicht.

Inoffiziell

wird Krieg geboren.

Du kannst ihn nur offiziell verhindern.

Es gibt kein anderes Mittel -

Kampf dem Krieg!

Glaube an den Frieden -

aber tu endlich etwas für ihn!

Um der Menschen Willen.

Am Anti-Kriegstag.

Nicht nur am Anti-Kriegstag!

Wilhelm Griepert

Narben der Vergangenheit

Elf Landesorganisationen der europäischen Gewerkschaftsjugend hatten Vertreter zur vierten Jugendkonferenz nach Florenz entsandt, zu der die Europäische Regional-Organisation (ERO) des Bundes freier Gewerkschaften eingeladen hatte, um brennende Fragen der europäischen Jugendarbeit zu diskutieren.

Konferenzsprachen waren Englisch, Französisch und Deutsch. Sprachschwierigkeiten wurden durch drei Dolmetscher, die vorzüglich arbeiteten, leicht behoben. Günter Stephan vom DGB-Bundesvorstand sprach über das Problem der Betreuung der ausländischen Arbeitnehmer. Er hat Erfahrungen, denn in seinem Arbeitsgebiet hat er auch für die ausländischen Arbeitnehmer in der Bundesrepublik die Verantwortung. Er meinte, daß es eine gute Aufgabe der europäischen Gewerkschaftsjugend und der europäischen Gewerkschaften sein müsse, sich jeweils um die in ihrem Land lebenden und arbeitenden ausländischen Arbeitnehmer zu kümmern. In Deutschland, wo bereits 1,3 Millionen ausländische Arbeitnehmer arbeiten, wäre noch manches zu tun.

Der Bundesjugendsekretär des DGB, Helmut Neukirch, berichtete von der Arbeit der deutschen Gewerkschaftsjugend und stellte drei Ziele der künftigen Arbeit in Deutschland heraus: Die Verbesserung des Jugendarbeiterschutzes, wobei an eine wöchentliche Arbeitszeit von 40 Stunden und die bessere Kontrolle der Pflichtuntersuchungen gedacht ist. Weiter muß in Deutsch-

land alles unternommen werden, um ein einheitliches Berufsausbildungsgesetz endlich zu schaffen.

Als drittes Ziel soll eine Verstärkung der internationalen Arbeit der deutschen Gewerkschaftsjugend erreicht werden. Dabei muß das deutsch-französische Jugendwerk in ein europäisches Jugendwerk umgewandelt werden.

Die Jugend des ÖGB beschränkt neue Wege in ihrer Bildungsarbeit. Schulung und Sport wurden zusammengelegt, und viele junge Arbeitnehmer kommen zu dieser neuartigen Form der Bildungsarbeit. Aber auch dort bestehen Schwierigkeiten, und die österreichische Gewerkschaftsjugend hat Forderungen an ihren Staat. Es wird auch dort ein Berufsausbildungsgesetz angestrebt, weil im Bereich der Berufsausbildung auch dort vieles zu verändern und neu zu durchdenken ist.

Frankreich hatte einen sehr dynamischen Kollegen geschickt, er ging in seinen Ausführungen auf grundsätzliche Fragen ein und forderte Europa als neue Form des Zusammenlebens, denn nach seiner Meinung sind Grenzen nur „Narben der Vergangenheit“.

Die Vertreter Maltas und der Türkei berichteten von ihren Schwierigkeiten. Ein Beschluß der Konferenz, der übrigens einstimmig verabschiedet wurde, forderte die noch engere Zusammenarbeit der gewerkschaftlichen Jugendarbeit in Europa. Außerdem soll gefördert werden der Ausbau des internationalen Jugendaustausches und die Unterstützung der Gewerkschaftsjugend in Ländern, die noch am Beginn ihrer Arbeit stehen.

Im anschließenden internationalen Jugendseminar prallten die Meinungen der Jugendvertreter der EFTA und der EWG aufeinander. Übereinstimmend kam aber zum Ausdruck, daß es der europäischen Gewerkschaftsjugend nicht um die EWG oder die EFTA, sondern um ganz Europa geht.

So berichtete Horst Weckelmann, IG Bergbau, aus dem Arbeitskreis „Was für ein Europa wollen wir?“ Kein Europa, das nur aus Teilbereichen besteht, unser Europa umschließt auch Osteuropa: Der Abbau nationaler Vorurteile wurde gefordert.

In einem anderen Arbeitskreis wurde festgehalten, daß die Zersplitterung der Gewerkschaften in einigen europäischen Ländern die gewerkschaftliche Aktivität störe. Gewerkschaftlicher Einfluß sei aber auch nur durch religiöse, ideologische und parteipolitische Unabhängigkeit gewährleistet.

Nach Vorschlag des Arbeitskreises „Soziale Harmonisierung in Europa“ verabschiedete das Jugendseminar ein Sofortprogramm mit folgenden Forderungen:

1. Mindesturlaub für Jugendliche vier Wochen
2. Höchstarbeitszeit für Jugendliche 40 Stunden
3. Berufseintritt nicht vor dem 15. Lebensjahr
4. Bildungsurlaub für alle jugendlichen Arbeitnehmer
5. Schaffung eines Berufsausbildungsgesetzes.

Fred Link

Gammler - Beat und Bundeskanzler

Von Gert Lütgert

Die Beatwelle ist längst auch über die Bundesrepublik gerollt; als jetzt die hohen Priester der Beat-Bewegung nach Deutschland kamen, fanden sie den Boden wohl vorbereitet. Tausende von Verehrerinnen und Verehrern jubelten den Beatles zu. Langhaarig und begeisterungsbereit kamen sie aus München und Hamburg, aus Dörfern in Oberbayern und von der Waterkant. Selbstverständlich waren längst alle Eintrittskarten verkauft. Auf dem schwarzen Markt gab es Karten, für die ein Lehrling einen halben Monat arbeiten muß und solche, die obendrein auch noch gefälscht waren. Mit den Beatles und ihren Fans zog nicht die neue Zeit, aber Gauner, Geschäftemacher und die Polizei. Wir konnten es am Bildschirm und in den Zeitungen verfolgen.

Nach längerer Unterbrechung kam es in der Bundesrepublik auch wieder zu handfesten Massenkrawallen Jugendlicher, die wechselweise als Halbstarke, Beat-Fans, Rockers und Gammler bezeichnet wurden. In Hamburg lieferten sich um Mitternacht Jugendliche und berittene Polizisten Straßenschlachten; 117 Jugendliche wurden verhaftet, 26mal mußte das Rote Kreuz eingreifen, es gab Verletzte und Krankenhausreife, zertrümmerte Schaufensterscheiben, auseinandergekoppelte Straßenbahnen, brennende Papierkörbe und umgeworfene Baugerüste.

Was hat das alles zu bedeuten, fragen selbst jene Gutwilligen, die bereit sind, sich Gedanken zu machen. Wie ist das in Deutschland; sind die Teilnehmer an „Veranstaltungskrawallen“ gleichzusetzen mit den Anhängern der Beat-Musik, sind Zottelköpfe gleichzeitig auch Gammler?

Wie es scheint, gibt es in diesem Staate einen, für den die ganze Sache ziemlich klar ist: der Herr Bundeskanzler. Am gleichen Tage, als über Krawalle bei der Beatles-Tournee berichtet wurde, konnte man auch lesen, daß der Kanzler den Zottelköpfen und Gammlern zu Leibe rücken wolle.

In Höxter in Westfalen habe er gesagt: „Solange ich regiere, werde ich alles tun, um dieses Unwesen zu zerstören.“ Dabei soll der Bundesjustizminister – nach den Vorstellungen des Kanzlers – prüfen, ob rechtliche Maßnahmen gegen ausländische Gammler ergriffen werden können. Vor der Presse interpretierte dann Staatssekretär von Hase seinen Chef: Erhard solle erst einmal mit Unterstützung durch einen Anti-Gammler-Feldzug beginnen. Im übrigen müsse man sich auch auf internationaler Ebene Gedanken machen, wie diese Probleme bewältigt werden könnten, da es sich um eine Erscheinung von europäischen Ausmaßen handele. Auf die berechtigte Frage, welcher Personenkreis denn eigentlich gemeint sei und wann welche Jugendliche als Gammler zu bezeichnen seien, gab der Bundespressechef keine befriedigende Antwort.

Ob Herr Erhard die geben kann? So, wie wir ihn kennen, dürften für ihn alle Jugendlichen mit Beatles-Frisuren oder Bärten die gleichen unliebsamen Elemente sein, die gemeinsam mit Intellektuellen und anderen Pinschern und Banausen vor der Obrigkeit keinen Respekt haben und Ordnung und Zucht gefährden. Es wäre ja auch nicht das erstmal, daß Bundeskanzler Erhard an Vorurteile, niedrige Instinkte und die Dummheit appelliert. Die 40-Stunden-Woche ist schlecht, weil sie dazu führt, daß so viele Ausländer hier arbeiten. Kommen aber ein paar Ausländer, ohne den festen Willen, Geld in der Bundes-

republik zu verdienen, und haben sie dann auch noch lange Haare, so ist das auch nicht recht. Was kann man da tun? Alle ausländischen, langhaarigen, specktragigen Jugendlichen an der Grenze abweisen? Oder sollte man, wie Frankfurts eher preußisch autoritäre als reichsstädtisch liberale Polizei, alle Gammler und die, welche dafür gehalten werden, unter Anwendung von Gewalt von öffentlichen Straßen und Plätzen



entfernen? Oder will man gar so verfahren, wie vor einigen Monaten mit einem jungen Pilzkopf im oberhessischen Städtchen Schlitz, der auf dem Markt öffentlich geschoren wurde? Vielleicht gibt es noch geeignete „Vollzugsbeamte“, die mit dem Scheren von Rassenschänderinnen und Fremdarbeitern ihre Erfahrungen gesammelt haben. Die Gewerkschaftsjugend sagt: Das Recht zur freien Entfaltung der Persönlichkeit ist ein Menschenrecht, welches Bestandteil der Verfassungen aller Kulturstaaten ist. Wer also meint, mit „Zottelkopf“ und „Gammler montur“ herumlaufen zu wollen, der mag das tun. Und wenn jemand meint, er arbeite nur, um zu leben, so ist das seine Sache. Wenn Kanzler Erhard sich um „europäische Lösungen“ kümmern will, so empfehlen wir ihm, die Abrüstung oder die Kohlenkrise in Angriff zu nehmen (auf Wunsch können wir dem Volkskanzler auch noch einige andere ungelöste Probleme nennen). Und wenn es der Kanzler und sein Staatssekretär mit der Lösung von „Jugendproblemen“ wirklich ernst meinen, so fordern wir sie auf, gemeinsam mit der Gewerkschaftsjugend die Ursachen für mannigfaltige Probleme der jungen Generation zu beiseitigen. Wir müssen aber frühzeitig warnen! Dazu muß man nämlich tiefgreifende Veränderungen der Gesellschaft wollen, die für alle Herrschenden gefährlich sind. Wir sind nämlich der Meinung – und mit uns viele Jugendforscher und auch Herr Pastor Binder von der evangelischen Jugend . . . –, daß so viele Verhaltensweisen der Jugend, über die sich die „Bürger“ aufregen und beunruhigen, Zeichen einer tiefsitzenden Unzufriedenheit mit der vorhandenen Ordnung der Gesellschaft sind.

Ihr Protest wird den Jugendlichen meist nicht einmal richtig bewußt, und er wird gerade in der Bundesrepublik so kanalisiert, daß er den Zielen der Wirtschaft und ihrer Herren, nämlich möglichst viel und unter allen Umständen Profit zu machen, dient. Hier wird wieder einer der zahlreichen Widersprüche dieser Gesellschaft deutlich:

Einerseits werden junge Menschen so manipuliert, daß sie sich „halbstark“

oder „beatbegeistert“ verhalten, andererseits wird aber genau das von den Repräsentanten der gleichen Gesellschaftsordnung kritisiert.

Eigentlich könnte sich auch Herr Erhard über Zottelköpfe und Gammler freuen. Er sollte sich einmal fragen, was wohl passiert, wenn diese Jugendlichen kritisch denken lernen, wenn sie ihre Umwelt erkennen würden und wenn sie den Willen entwickelten, die Gesellschaft zu verändern. Was geschähe, wenn alle diese Menschen lernten, gewerkschaftliche Solidarität zu üben, wenn sie für gleiche Startchancen, Mitbestimmung in den Betrieben, Veränderung der Eigentumsverhältnisse, für Herabsetzung des Wahlalters und gegen Notstandspläne kämpften, den Wehrdienst verweigerten und für Abrüstung einträten? Die Tage des „Volkskanzlers“ wären gezählt!

Wir meinen, ins Leere gehende, sinnlose Aktionen und Proteste werden an dieser Gesellschaft nichts ändern. Wer sich in eine Traumwelt flüchtet, wer durch Beat-Musik in Ekstase gerät, wer meint, mit dem Entschluß, sich lange Haare wachsen zu lassen allein sei es getan, wessen Protest sich in Veranstaltungskrawallen erschöpft, wer gammelt, anstatt Solidarität zu üben und politisch zu handeln, mit dem kann man nur schwer die Gesellschaft verändern.

Wir richten diese Kritik an die richtige Adresse; wir üben keine Kritik an der Jugend, sondern an der Gesellschaft. Die Gewerkschaftsjugend wird fortfahren, den jungen arbeitenden Menschen die wesentlichen Probleme ihres Lebens deutlich zu machen und sie zu kritischem Denken und Handeln befähigen. Wer dabei mitmacht ist willkommen. Mit und ohne „Zottelkopf“. Das ist dann gleichgültig.

Foto: Klaus Rose

Warnung

Aus Anlaß des Karlsruher Parteitags der NPD haben die Humanistische Studenten-Union, der Ring politischer Jugend, der Ring christlich-demokratischer Studenten und der Sozialdemokratische Hochschulbund ein Flugblatt herausgegeben. Den Wortlaut drucken wir nachstehend ab.

Während die Führer der NPD sich auf die „Demokratie“ und unsere „nationalen Anliegen“ berufen, warnen Wissenschaftler und Künstler, Angehörige der Parteien, Gewerkschaften und Jugendverbände vor einer Gefährdung der Demokratie durch diese Partei, vor einer Gefährdung unserer Nation durch eine nationalistische Restauration. Mit Sorge wird die Frage diskutiert, ob mit der NPD der Nazismus wieder auflebt – eine Diskussion, die unfruchtbar bleiben muß, wenn sie von der falschen Voraussetzung ausgeht, der Nationalsozialismus sei eine klar abgrenzbare Ideologie aus einem Guß gewesen.

Mit Hitler gestorben?

Der Nazismus war nicht mehr als eine Sammlung von Ressentiments, die es bereits vor Hitler gab und die mit Hitler keineswegs gestorben sind: Antiliberalismus, Antiparlamentarismus, Antisozialismus, Antimarxismus, Antisemitismus, Antiklerikalismus, ein kleinbürgerlicher Antikapitalismus, ein engstirniger Nationalismus, eine am Tierreich orientierte Rassentheorie. Seit langem existierende Ressentiments wurden von den Nazis zusammengefaßt und in der Verpackung einer raffinierten Propaganda dem Volk als aktuelle Politik präsentiert.

Was mit Parteitag, Aufmärschen, Paraden begann, endete in der totalen Niederlage des Nazismus und des von ihm verführten Volkes. Dennoch konnten die meisten Deutschen subjektiv ehrlich versichern, nie wirkliche Nazis gewesen zu sein: Denn wer hatte schon allen Thesen der Nationalsozialisten geglaubt, hatte alle ihre Methoden gut geheißen? Der eine war frommer Christ geblieben, ein anderer fühlte sich als Sozialist, und wieder ein anderer hatte einem jüdischen Bekannten geholfen. Aber zu viele Menschen sind zu vielen Ressentiments der Nazis aufgesessen, sind zu Anhängern des Regimes geworden, das unser Volk ins Verderben führte.

Der alte Geist

Man lasse sich nicht täuschen, wenn die Anhänger der NPD beteuern, sie hätten nichts mit dem Nazismus zu tun. Natürlich hören wir nicht die alten Parolen – aber der alte Geist wird auf neue Verhältnisse übertragen: Man spricht nicht mehr von Herrenrasse – aber man sät Haß gegen die Gastarbeiter; man will keine Kolonien – aber man ist gegen Entwicklungshilfe; man bekennt sich nicht zum Antisemitismus – aber man ist gegen Wiedergutmachung. Man ist gegen Intellektuelle, Emigranten, amerikanischen Lebensstil, Gewerkschaften, moderne Kunst . . . kurz: Man bedient sich aller auffindbaren Ressentiments, um mit ihnen Politik zu machen.

Hier eben liegt die Parallele zwischen NPD und NSDAP: Man appelliert an die Gefühle statt an den Verstand, darum sind politische Urteile der Einsicht und kritischer Prüfung entzogen.

Wenn unser Volk seiner von der NPD so oft beschworenen „nationalen Würde“ eines schuldig ist, dann ist es dies: den Verführern nicht ein zweites Mal Gehör zu schenken.

Der Dank des Vaterlandes ist nicht gewiß

Von Klaus Jelonneck

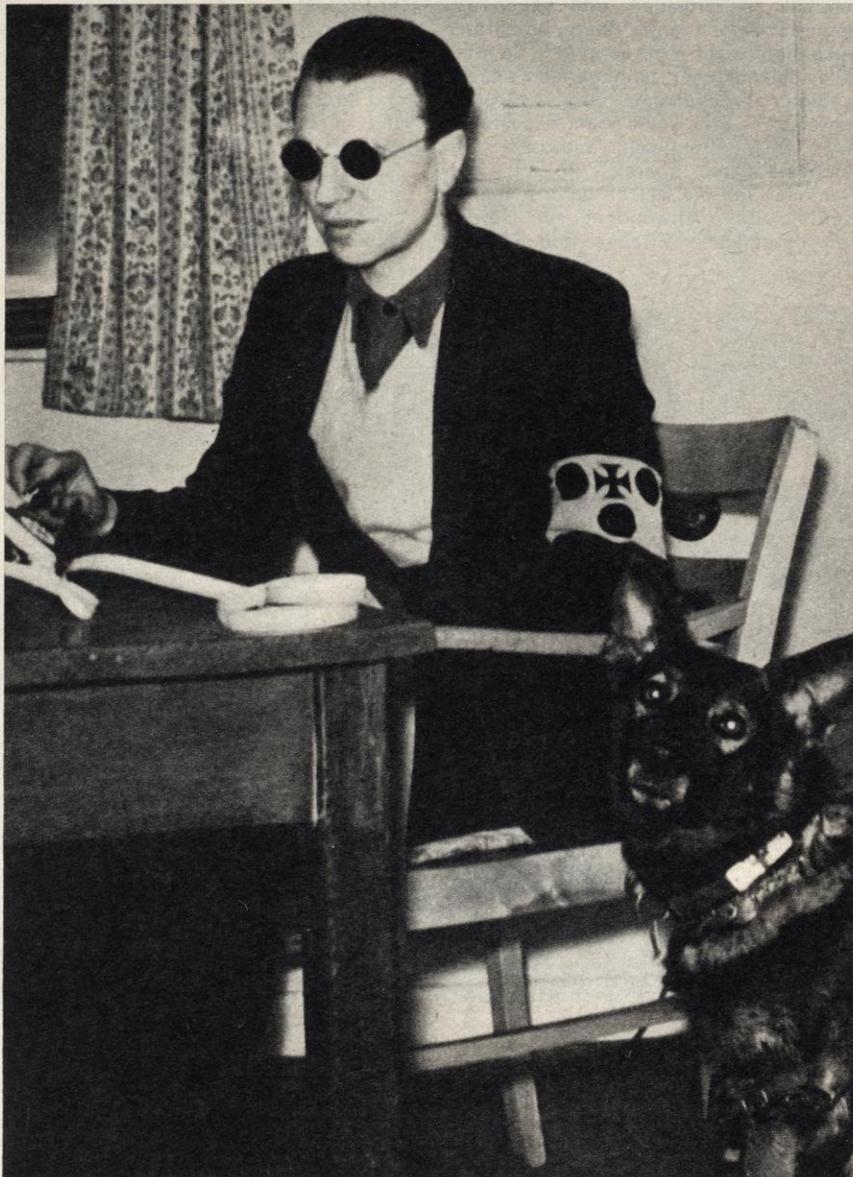
Ein Bein kostet 140 Mark, eine Hand 80 Mark, ein Auge kommt auf 45 Mark. In der „Knochentabelle“ des Kriegsopferrechts steht es geschrieben, was Verkrüppelungen im einzelnen wert sind. Vater Staat zahlt kleine Preise für die verlorene Gesundheit seiner Bürger, die für ihn Krieg geführt haben. Sie haben immer noch die Phrase vom Dank des Vaterlands im Ohr, der gewiß sei. Indes, der Dank ist spärlich ausgefallen.

Den Kriegsversehrten geht es ähnlich wie den Bergarbeitern: man hält sie für ein „auslaufendes Problem“, und sie müssen immer erst sehr laut „Hier!“ rufen, bevor man in Bonn aufwacht. Wenn die Kriegsopfer nicht vor zwei Jahren ihre gewaltige Protestdemonstration in der Hauptstadt am Rhein veranstaltet hätten, sähe es mit ihrer kümmerlichen Versorgung noch kümmerlicher aus. Kanzler Erhard war damals zutiefst erschrocken, als er merkte, daß man mit den Kriegsopfern nun wirklich schlecht das Maßhalten spielen kann. Er gab nach, die Renten wurden ein bißchen erhöht, und seitdem verbrennt er sich an dem heißen Eisen keinen Finger mehr durch törichte Sprücheklopferei.

Werden die Kriegsopfer demnächst wieder auf die Straße gehen müssen, weil der Staat nicht hält, was er versprochen hat? Weil plötzlich kein Geld da ist für die bereits großspurig in der Regierungserklärung vom Herbst 1965 angekündigten Verbesserungen?

Der Entwurf eines dritten Neuordnungsgesetzes zur Kriegsopferversorgung ist endlich da. Das Bundesarbeitsministerium hat ihn jetzt den Ressorts der Bundesregierung, den Ländern und den Verbänden zur Stellungnahme zugeleitet. Über ein Jahr hat die Erstellung dieses Entwurfs gedauert, von dem noch niemand weiß, ob er auch akzeptiert wird. Nur soviel weiß man: Den Namen „Neuordnungsgesetz“ verdient das ministeriale Paragraphenwerk nur sehr bedingt; es wird das ganz Schlechte nur ein wenig besser gemacht.

Kernstück des Neuordnungsgesetzes ist neben der Erhöhung der Grundrenten die Verbesserung der Witwenversorgung. Alle zwei Jahre sollen die Renten im Hinblick auf die Wirtschafts- und Lohnentwicklung überprüft werden. Die Anpassung der Leistungen an das wirtschaftliche Wachstum war bereits im Mai 1965 von der vorigen Bundesregierung zugesagt worden. Wichtig: Die Anrechnungsbestimmungen sollen so gestaltet werden, daß Erhöhungen bei den Sozialrenten nicht mehr automatisch



Kriegsblinder

Kürzungen bei der Kriegsopferrente nach sich ziehen.

Wie die Verbesserungen für den einzelnen zu Buche schlagen, hat der Bundesarbeitsminister noch nicht verraten. Er weiß es wohl selber nicht. Hinter den Kulissen munkelt man von einer 20prozentigen Rentenerhöhung im Durchschnitt; die Neuordnung soll insgesamt eine Milliarde Mark kosten. Wird das auf Sparflamme kochende Kabinett ja zum Entwurf sagen?

Nein, die Kriegsopfer sind kein „auslaufendes Problem“, das sich durch schnelles Aussterben der Betroffenen in Bälde von selbst regelt.

Es gibt heute noch drei Millionen Kriegsopfer; 1980 werden es noch immer zwei Millionen sein. Die Versorgung ist weiß Gott nicht so, daß der Staat damit Staat machen könnte. Trotz der fünf Milliarden Mark, die jährlich dafür ausgegeben werden. Die Franzosen beispielsweise zahlen für das verlorene Auge eines ihrer Soldaten eine dreimal höhere Rente als die Bundesrepublik, die Engländer sogar das Fünffache. Für die Beine und Arme gilt ähnliches.

Nicht nur die Soldaten von gestern – auch die von heute sind bei uns übler dran als die in den Nachbarstaaten. Verliert ein Bundeswehrosoldat bei einem Manöverunfall einen Arm und ein Bein, erhält er dafür lächerliche 240 DM Grundrente. Der im gleichen Manöver in gleicher Weise beschädigte holländische Soldat bekommt 960 DM, der französische sogar 1114 DM. Noch ein Beispiel: Zwei Freunde arbeiten im gleichen Betrieb. Beide verdienen monatlich 900 Mark. Der eine verliert bei einem Betriebsunfall ein Bein. Er gilt als 70 v.H. erwerbsgemindert und bekommt 420 DM Rente. Der andere wird zur Bundeswehr eingezogen. Ein Panzer fährt ihm im Manöver ein Bein ab. Auch er gilt als 70 v.H. erwerbsgemindert – doch er bekommt lebenslänglich nur diese 140 DM, die ihm durch die „Knochentabelle“ des Bundesversorgungsamtes verordnet werden. Will der arme Kerl gleichgestellt sein mit seinem Kameraden im Betrieb, dann müßten die Renten um 300 v.H. angehoben werden und nicht bloß um 20 v.H.

Nein, der Kommiß zahlt sich nicht aus. Gestern nicht und heute nicht. Soldaten, die ihr Leben und ihre Gesundheit zu Markte tragen, erleben den schäbigsten „Dank des Vaterlands“. Vater Staat erweist sich als Stiefvater. Auch gegenüber seinen jüngsten Söhnen, die in der Bundeswehr dienen.

Der Vogel

wir haben einen adler
der vogel sitzt uns im kopf
und wenn einer dran dreht an dem vogel
gleich fliegt bei uns der alte zopf
wieder linkszweidrei
und rechtszweidrei
und rechts und links
und rechtszweidrei
nun sind ja alle vöglein
alle vöglein wieder da
mit trommeln und mit pfeifen
wer wird das je begreifen
daß man mit uns das machen kann
als wäre nichts gewesen
und keiner hört im linkszweidrei
und keiner hört im rechtszweidrei
das klappern der prothesen

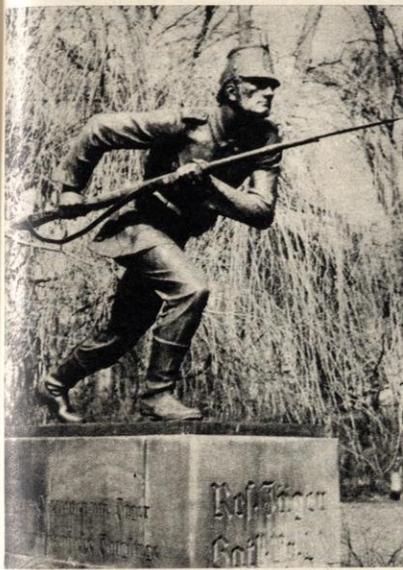
Gerd Angermann

Denkmale

Von Heini Ludewig

Von Zeit zu Zeit setzen die Menschen sich bestimmte Male, Zeichen, die an ein ganz bestimmtes Denken erinnern sollen. Die Menschen sagen zu diesen Malen Denkmal. In ihnen soll konzentriert sein, was wir denken und fühlen. Ein Denkmal soll ein Spiegelbild einer Denkweise einer Generation sein.

In einer Stadt am schönen Harz steht ein Denkmal, das an die toten Soldaten dieser Stadt erinnert. Es zeigt einen Jäger mit einem Gewehr in der Hand. Er kniet noch, ist aber im Begriff aufzuspringen und vorzustürmen. Über ihm ist aus Heide ein Kreuz geflochten. Das Kreuz soll sagen: Nimm dein Kreuz, dein Schicksal auf dich; sei geduldig, und liebe deinen Nächsten wie dich selbst. Der Jäger in der Angriffsstellung ist nicht geduldig und nicht liebevoll. Er ist ein Mensch, dem ein Befehl erteilt wurde. Er wartet. Der Mann oder die Kräfte, die ihm den Befehl erteilen, sieht man nicht auf dem Denkmal. Sie kann man nur ahnen.



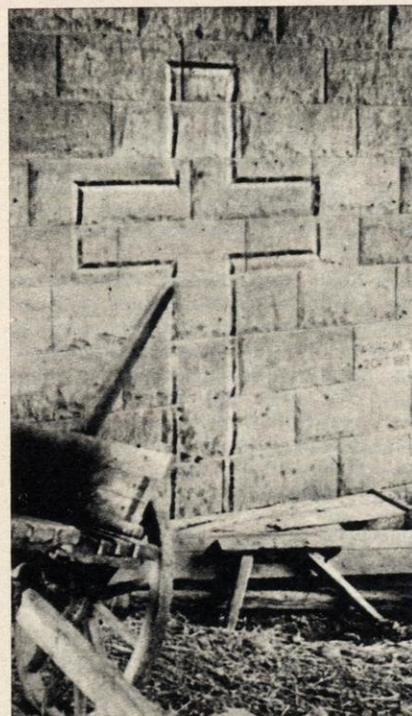
Dieses Denkmal in der Stadt am Harz ist nicht einmalig. In einer Stadt an der Weser steht ein ähnliches. Hier ist der Soldat schon in vollem Lauf, und auf dem Gewehr ist ein Bajonett „aufgepflanzt“, wie der schöne Ausdruck heißt. Und wer weiter denkt, kann sich die nächste Szeneselbstausmalen. Die Szene, daß der Soldat seinen Gegner erreicht hat; vielleicht hört er sogar das Schreien und Stöhnen des Opfers. Vielleicht denkt er auch nach hinten und versucht, die vor sein inneres Auge zu bringen, die dem Soldaten, der im Zivilberuf vielleicht ein guter Tischler, ein zuverlässiger Bauer, ein Beamter, ein Buchdrucker oder ein Techniker ist, den Befehl zum Vorwärtstürmen gegeben haben. Man kann sie nicht sehen. Sie wollen auch nicht gern gesehen werden. Und wenn mal etwas schiefgegangen ist und man holt sie nach Jahren vor ein Gericht und sagt ihnen: „Du hast damals den Befehl gegeben!“, dann sagen sie: „Ich war es nicht. Der hinter mir hat den Befehl gegeben.“ Aber der da hinter ihnen stehen soll, der ist schon lange tot oder ist mit einem fremden Namen ins Ausland geflüchtet.

„Los, Meier, binde dem Kerl die Augen zu. Dies Schwein, dieser Vaterlandsverräter! Dir werden wir es zeigen, was es heißt, die weiße Fahne zu hissen. Du Drecksau! Was hast du gesagt? Wir sollen nach Hause gehen, der Krieg ist vorbei? Gleich wirst du es erleben, daß der Krieg noch quicklebendig ist. Nur gut, daß wir dich noch erwischt haben. Wir geben unser Herzblut für unser teures Vaterland, und du willst... ach was, keine langen Worte mehr. Achtung... legt an... gebt Feuer!“

Der Mann brach an der Mauer zusammen. An der Autobahnbrücke, die durch sein Dorf führt. Dorf, Heimat, Frau, Kinder, Häuser, Höfe, alles hatte er retten wollen. Hatte den Krieg abwehren wollen. Da lag er in seinem Blut, und die Soldaten – als spürten sie das Ungeheuerliche, das Verbrechen, einen Mann ohne Richter, ohne Urteil erschossen zu haben – verkrümelten sich schnell in den Wäldern. Der Krieg war tatsächlich am Ende.

Viel, viel später gibt es einen Prozeß. Aber niemand ist es gewesen. Der den Befehl gab, der ist schon lange tot. „Ja, ich war es nicht. Und ich weiß auch nicht, wer den Befehl gegeben hat. Nein, ich war zu jener Zeit gar nicht in dieser Gegend. Und wenn der Meier das sagt, dann muß er sich geirrt haben. Nein, wie kann er nur so etwas sagen? Ich war es auf keinen Fall. Ja, ich habe wohl davon gehört, aber das ist schon zu lange her.“

Das Kreuz in der Mauer erinnert daran, daß hier ein Mensch sein Leben für seine Heimat gab. Daß er sich auflehnte gegen Krieg, Brand und Untergang. Und es wäre schön, wenn diese anderen, die jetzt froh und unbeschwert weiterleben können, von Zeit zu Zeit mal daran denken würden. Wenn sie diesen Platz in Ehren halten würden – vielleicht sogar eine Blume oder einen Kranz zur Erinnerung niederlegen würden – und nicht allen Unrat, Mistwagen und rostige Maschinen hier abstellen würden. Zum Zeichen, daß sie auf der Seite des Mannes stehen, der sich dem Krieg entgegenstemmte und nicht auf der Seite der Mörder.



In den Alpen, oberhalb Kaprun, hat man ein Stauwerk gebaut, das Millionen Menschen mit Licht, mit Wärme, mit Energie versorgt. Der Bau dieses Werkes war ein harter Kampf mit Eis, mit Schnee, mit Lawinen, mit der Unbekümmertheit und der Sorglosigkeit der Menschen, ein Kampf mit dem „Es wird schon nichts passieren...“. Und es ist doch allerlei passiert. Viele Menschen haben ihr Leben gegeben, geben müssen, daß wir in hellen Stuben sitzen, daß wir uns der Wärme erfreuen können, daß unsere Maschinen surren und für uns arbeiten. Für die, die ihr Leben einbüßten, hat man oben im Hochgebirge einen wuchtigen Betonklotz, der sich trotzig auflehnt gegen einen Feind, gegen eine Macht, die erkennbar ist, aufgebaut. Metallbuchstaben verkünden: Aus Arbeit und Opfer ein Werk. Das versöhnt. Man weiß: Der Tod war nicht umsonst.

Zu Tausenden wandern die Menschen an den alten Befestigungsanlagen vorbei, vor denen die Kugeln, mit denen gemordet wurde, sorgsam aufgeschichtet sind. Denken noch einige von ihnen an die Schmerzensschreie, an das Röcheln der Getroffenen, wenn so eine harmlose Kugel ihr Ziel erreicht hatte? Wir wollen daran denken, auch wenn die äußere Form des Todes nicht mehr die Kugel, sondern der Atompilz ist. Oben im Teutoburger Wald fanden wir eine Gedenkstätte, die einen toten Soldaten zeigt. Er ruht in ewigem Frieden. Aber seine Linke umspannt noch das Gewehr, das unter seinem Sterbelaken liegt. Soll das sagen: Auch wir Toten bleiben auf dem Posten und halten Wacht? Wir fragen: Für wen? Wir Lebenden wollen endlich Frieden!

Unten im Allgäu fand ich auf einer Gedenktafel Worte, die mit dem Schnitzmesser in das Eichenholz eingekerbt waren. Sie lauteten: „Sie kämpften und fielen im Glauben für Heimat und Vaterland. Sie litten und starben unter dem Zwange eines unerbittlichen Schicksals. Strapazen, Entbehrungen, Opfer des Lebens in Wunden und Schmerzen. Und alles vergeben? Nein! Es rufen die Toten den Lebenden zu: Für alle Zeiten – Gewehre in Ruh!“ Ich glaube, das kommende Deutschland ist auf dieser einfachen Holztafel viel stärker zu Hause als in den vorwärtstürmenden Kriegern mit den Mordwaffen in den Händen.



Anhalterreise wurde gefährlich

Sie träumen vom billigen Urlaub und wollen zu lockenden Zielen. Sie glauben, das Fahrgeld lasse sich sparen. Sie meinen, es sei nichts dabei, fremden Männern zuzuwinken. Aber die Teenager, die so denken, wissen nicht, wie viele junge Anhalterinnen in diesem Jahr bereits eine Mitfahrt mit dem Leben oder schweren Schäden an ihrer Gesundheit bezahlten.

22 Morde an jungen Frauen und Mädchen innerhalb weniger Monate machten die „Mörder mit dem Führerschein“ zu einem furchterregenden Begriff. Die Landeskriminalämter warnen: In- und ausländische Sexualverbrecher machen die Autobahnen unsicher! Noch niemals reisten Anhalterinnen so gefährlich wie im Sommer 1966! Teenager, bedenkt die veränderte Situation!

Zu der unerhörten Zahl schrecklicher Mordtaten gesellen sich Hunderte Kapitalverbrechen, bei denen die jugendlichen Opfer zwar mit dem Leben davorkamen,

dafür aber schwere körperliche und seelische Schäden erlitten.

Einer dieser Mädchenjäger am Steuer war der Hamburger Werner H., der lange Autobahnen und Landstraßen unsicher machte, bis er endlich gefaßt und verurteilt wurde. Jedes Wochenende sah ihn draußen am Rande der Stadt, wo er nie lange auf ein Opfer warten mußte, wenn er mit geöffneter Motorhaube parkte.

„Darf ich Sie mitnehmen?“ sprach er sein letztes Opfer an. Das junge Mädchen, das schon eine Weile vergeblich wartete, war erfreut. Die Fachschülerin wollte heim in die Ferien. Weil Mutter, eine Witwe, das Fahrgeld nicht schicken konnte, versuchte sie es als Anhalterin.

„Bis hierher hat mich ein Laster mitgenommen, aber dann ging es nicht mehr weiter“, sagte sie. „Na, da sind Sie ja goldrichtig bei mir!“ grinste Werner H. „Machen Sie es sich nur bequem!“ Sie waren noch keine 20 Kilometer unter-

wegs, als der Mann bereits die Lebensgeschichte der Arglosen wußte. „Er wirkte so vertrauenswürdig“, sagte sie später vor Gericht.

Die 17jährige glaubte dem Autobahn-gangster auch noch, als er plötzlich von der Bundesstraße abbog und erklärte, er habe in der Nachbarschaft eben eine Kleinigkeit zu erledigen. Erst als das Mädchen merkte, daß der dunkle Feldweg keineswegs in ein Dorf führte, wurde sie unruhig. Aber da waren sie auch schon in dem Waldstück, das der Mädchenjäger aus Erfahrung kannte.

Plötzlich trat er auf die Bremse, riß die Wagentür auf und schrie: „Na, dann komm mal raus Puppe!“ Anschließend erstickte eine Serie kräftiger Fausthiebe die verzweifelte Abwehr des Opfers. Als das Mädchen zu schreien versuchte, blitzte ein Stilet an seinem Hals. „Noch einmal, und ich stoß zu!“

Neun solcher Schurkenfahrten konnten die Richter dem endlich überführten

Täter nachweisen. Viel mehr aber waren es gewesen, wie man aus zahlreichen Anhaltspunkten schließen mußte. „Aus Scham melden sich viele Opfer nicht“, stellte die Staatsanwaltschaft fest. „Vor allem solche Mädchen schweigen, die ihrer Familie nicht eingestehen wollen, was geschehen ist, und die unter keinen Umständen in einen Prozeß verwickelt werden möchten.“

Alle Jugendlichen sollten wissen, wie gefährlich die Anhalterei neuerdings ist. Diese Forderung erhebt die Weibliche Kriminalpolizei, die sich mit immer mehr Opfern motorisierter Mädchenjäger befassen muß. Über Bekannte und Verwandte, Jugendorganisationen und Mitfahrzentralen läßt sich in vielen Fällen eine Fahrt so organisieren, daß man weiß, mit wem man unterwegs ist. Solche Mühe sollte man nicht scheuen – das bloße Handaufheben ist zumindest für jüngere Mädchen zum gefährlichen Risiko geworden.

Folklorewelle in Rußland

Sowjetisches Studententrio singt amerikanische Protestsongs – Viel Begeisterung
Von Alexander Marjamow, Moskau

Junge Leute in Rußland leben weder in „einer anderen Welt“ noch „hinter dem Mond“. Sie lassen sich ebenso wie ihre westlichen Altersgenossen schnell für etwas Neues begeistern. So rollte auch die von Amerika ausgehende Folklore- und Protestwelle in die Sowjetunion herein. Vor allem an den Universitäten findet Folklore aus vielen Ländern immer mehr Freunde. Ein Studenten-Trio ist es besonders, das überall Begeisterungstürme entfacht. Die Mitglieder dieses kleinen Ensembles heißen Wladimir Makarenko, Dmitri Sgerski und Igor Stscheulow.

Wenn sie zu dritt in ihrem kleinen verrauchten Zimmer im Studentenheim in der Moskauer Universität sitzen, dann diskutieren sie, bis die Kehlen ausgedörrt sind. Im ganzen Haus hört man ihre Stimmen. Ich kann gar nicht begreifen, wie man von früh bis spät ununterbrochen streiten kann. Es ist mir auch unverständlich, wie sie sich überhaupt befreunden konnten, so grundverschieden sind sie. Trotzdem gelten die drei Jungen seit zwei Jahren als unzertrennlich.

„An allem ist ‚Dazy‘ schuld“, sagt Wladimir, während Dmitri lächelt und Igor in die Saiten greift. „Dazy“ ist nicht etwa ein Mädchen – es ist der Titel eines Liedes. Wäre es nicht vor ein paar Jahren plötzlich im Studentenheim der Moskauer Universität aufgetaucht, so gäbe es das Folklore-Trio mit seinen Gitarren nicht. Das afrikanische Liedchen vom Blitzmädchen, das mit der Bergmannslampe in den Schacht steigt und am Abend die ganze Siedlung durch Gesang und Tanz erfreut, gefiel den drei Studenten vom Institut für orientalische Sprachen derart, daß sie es in der Suaheli-Sprache einübten und seitdem stets unter stürmischem Beifall zum besten geben.

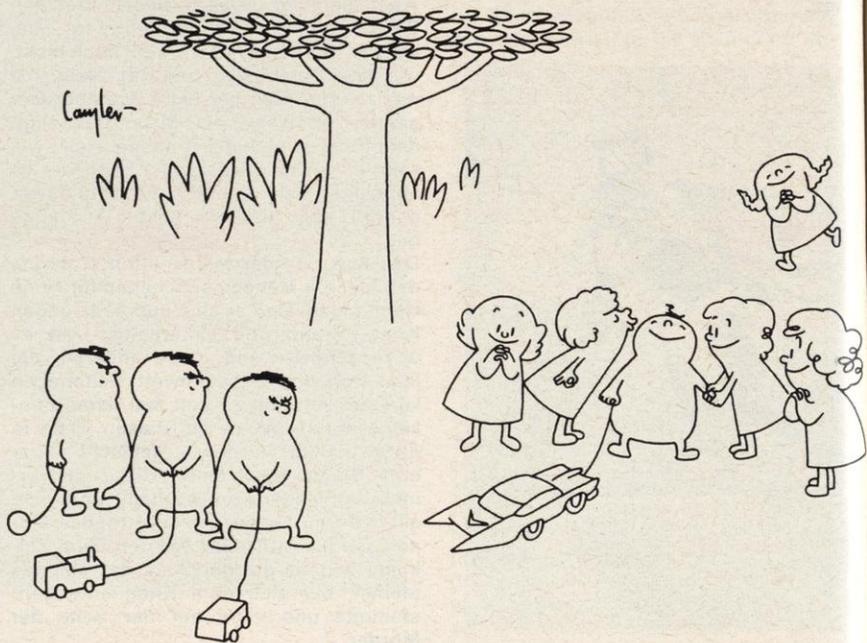
Natürlich sind die drei Jungen Amateurmusiker – obwohl sie längst das Niveau von Profis erreichten. „Dazy“ wurde zur

ersten Nummer eines mannigfaltigen und reichhaltigen Programms. Von Afrika aus geht die musikalische Reise durch die ganze Welt. Die drei jungen Reiseleiter führen mit 17 Liedern in einer Stunde durch zehn Länder. Sie singen ein arabisches Liebeslied, sogar einen Song des amerikanischen Protest-Komponisten Pete Seager über den Frieden, ein Lied der Zulu über die Schönheit und das Glück.

Vor jedem Lied müssen die drei sowjetischen Freunde ihren Hörern den Inhalt erklären, denn sie singen in acht Sprachen. Dmitri Sgerski beherrscht das Arabische fließend. Es ist sein Fach an der Universität, und er hatte in Kairo und am Assuandamm zwei Jahre lang Gelegenheit, sich darin zu üben. Wladimir Makarenko beherrscht drei afrikanische Sprachen. Seit über einem Jahr arbeitet er abends für Radio Moskau als Sprecher in der Suaheli-Sprache. Igor Stscheulow studiert Koreanisch und ist auch seit kurzem am Rundfunk tätig. Alle drei sprechen ziemlich fließend Englisch und Französisch.

„Jedes Lied ist gleichsam ein Stück Seele eines Volkes. Wenn man singt, lernt man das Volk und das Land lieben“, meint der jüngste von den dreien, der 24jährige Igor Stscheulow. Und: „Wenn wir auftreten, dann scheint es uns, als machten wir gemeinsam mit den Hörern eine überaus interessante musikalische Reise.“ Und mit ihnen reist ein Publikum, das zwischen fünf (im Kreise der Freunde) und 14000 Personen (im Moskauer Sportpalast) schwankt. Durch ihre Lieder wollen die drei den jungen Menschen zu Freundschaft und Lebenslust verhelfen. Das ist ihr Kredo.

Der Dreiklang ihrer Stimmen ist von einer seltenen Harmonie, wobei Wladimir als ständiger Solist die Partitur des Volksliedes vollendet beherrscht. In der Gitarrenbegleitung ist Dmitri der Meister. Ihm gelingen oft die verblüffendsten melodischen Variationen. Die drei Freunde wollen auch in Zukunft zusammenbleiben, auch wenn sie ihr Studium beendet haben.



Urlaub mit der Freundin?

Die wenigsten jungen Leute wissen, daß man nur dann mit der Freundin in Urlaub fahren darf, wenn deren Eltern die Reise billigen. Muß man dagegen annehmen, daß Vater und Mutter dagegen sind, macht sich der männliche Begleiter einer Minderjährigen strafbar. Sobald in solchem Falle die Eltern Anzeige erstatten, endet die Ferienreise vor dem Richter.

Eine Reihe Jugendämter verweisen auf die Folgen solcher unbedachten Einladungen. Wie wichtig ihre Warnung ist, zeigt der Fall eines jungen Handwerkers, der im vorigen Sommer mit seiner 17jährigen Freundin nach Sizilien gefahren war. Inzwischen bekam der 22jährige vom Richter nicht weniger als fünf Monate Gefängnis für diesen Ausflug zu zweien zudiktiert.

Dabei war der junge Mann keineswegs ein gewissenloser Urlaubs-Casanova. Und die 17jährige gehörte ebenfalls nicht zur Kategorie der schlimmen Mädchen. Auch war nichts Außergewöhnliches vorgefallen unterwegs. „Wir haben nur getan, was alle taten!“ sagte der Angeklagte.

Die beiden hatten jedoch nicht mit Heides Mutter gerechnet, die sich nicht vor voll-

endete Tatsachen stellen lassen wollte. Die Mutter wünschte gefragt zu werden. Und das hatte der junge Mann vergessen. Sie waren ohne Erlaubnis gefahren...

„Ich hatte keine Ahnung, daß man die Einwilligung der Eltern braucht, um mit einem jungen Mädchen zu verreisen. Sie ist freiwillig mitgefahren, und sie hätte doch selbst wissen müssen, was sie darf.“

Man konnte es dem Angeklagten glauben, daß er dieser Meinung war. Allein: Unkenntnis schützt vor Strafe nicht. Es ist nun einmal so: Minderjährige Töchter, die nicht „dürfen“, müssen zu Hause bleiben. Sonst wird aus dem männlichen Begleiter im Handumdrehen ein „Entführer“.

Auch auf „Entführung mit Willen“ steht Gefängnis. Und je mehr es sich herum-spricht, daß es den vielfach unbekanntem Paragrafen gibt, desto häufiger finden sich Väter und Mütter, die Strafantrag stellen.

Wer sich in dieser Fußangel des Gesetzes für allzu selbständige junge Leute verfangt, macht unter Garantie die nächste Urlaubsreise hinter schwedische Gardinen.

Kein Engel hilft Peter Anders

Peter: Guten Morgen Michael!
 Michael: Morgen Peter. Toller Sieg gestern, was? 4:0! Mensch, wenn unsere in Jugoslawien halb so gut sind, du, das wäre die Wucht!
 Peter: Ach ja, Mike, Fußballspieler sollte man sein, da kommen die Leute. 30000 waren gestern im Rosenau-Stadion.
 Michael: Was hast du denn? Ist was los?
 Peter: Na, heute ist doch Jugendversammlung. Was schätzt du, wie viele werden kommen? Alle? Die Hälfte? Ein Drittel? Ein Viertel?
 Michael: Also Peter, wenn du mich fragst, vielleicht die Hälfte. Du, nimm mir's nicht übel, aber mit mir kannst du nicht rechnen. Ich hau ab, hab' 'ne wichtige Verabredung.
 Peter: Mike! Doch Mike, ich nehm' dir's übel. Du weißt genau, was heute auf dem Spiel steht. Seit einem Jahr haltet ihr mir alle vor, daß wir keinen anständigen Aufenthaltsraum für die Jugend haben. Seit einem Jahr beknie ich den Betriebsrat. Seit einem Jahr rück' ich dem Boß von der Personalabteilung immer wieder auf die Bude. Heute muß ich vor der Versammlung tönen und ihr, ihr laßt mich im Stich... seid einfach nicht da.
 Michael: Na hör mal, wozu haben wir dich denn gewählt? Das wirst du schon prima hinkriegen, was soll ich denn dabei?
 Peter: Mike, versteh doch bloß, es geht gar nicht um mich, es geht doch um unsern Aufenthaltsraum. Ich höre schon, wie Dr. Pieper sagt: „Junger Freund, das ist ja alles ganz schön und gut, aber es sieht so aus, als wären Sie der einzige Verfechter für diesen neuen Aufenthaltsraum. Als Gewerkschaftsmitglied liegt das natürlich in Ihrem Interesse, Ihre jungen Kollegen scheinen aber anderen Interessen nachzugehen.“ Und so weiter und so fort...
 Michael: ... Verdammt, das sähe ihm ähnlich. Peter, versprechen kann ich dir's nicht, ich will versuchen zu bleiben, und ich will vor allem mit den anderen reden...

Peter: Da bin ich nun seit drei Jahren Jugendsprecher in diesem Betrieb mit 5000 Beschäftigten. Ich heiße Peter Anders, bin 20 Jahre alt, verlobt, evangelisch, Autobesitzer... aber was soll's. Im Betrieb gibt es 285 Jugendliche, davon 66 kaufmännische Lehrlinge und 59 gewerbliche Lehrlinge. In der letzten Woche haben 22 Lehrlinge ihr Abschlußzeugnis erhalten. Natürlich sind wir stolz darauf, daß alle unsere Lehrlinge die Prüfung bestanden haben.
 Ich hab' auch hier gelernt, und ich erinnere mich noch an die Rede vom Chef, die er bei der Abschlußfeier hielt: „... weiter in einer Firma arbeiten, in der Menschen vorwärts drängen, in der Neues entsteht, in der Menschen zusammenarbeiten und nicht gegeneinander...“ Jetzt frag' ich mich manchmal, wie hat er das wohl gemeint - zusammenarbeiten?

Stimmen
 A: Herr Anders, es tut mir leid, das kann ich nicht entscheiden, das entscheidet der Chef...
 B: Herr Anders, das überlassen Sie besser dem Betriebsrat...
 C: Herr Anders, bitte beschränken Sie sich auf ihren Aufgabenbereich...



D: Herr Anders, das können Sie nun wirklich nicht beurteilen...
 1: Peter, hör zu, überlaß uns das, wir boxen die Sache schon durch...
 2: Kollege, mach' dich doch mit dieser Jugendvertretung nicht so wichtig...
 3: Tut uns leid, Peter, an dieser Betriebsratsitzung kannst du leider nicht teilnehmen...
 4: Kollege, das kannst du wirklich noch nicht beurteilen, dir fehlt einfach noch die Erfahrung...
 a: Peter, du wolltest doch in unserem Namen etwas gegen den gemeinsamen Betriebsurlaub unternehmen...
 b: Peter, du wolltest unsere Verbesserungsvorschläge zur Sprache bringen...
 c: Peter, du wolltest dafür sorgen, daß wir nicht so lange Schichtarbeit machen müssen, wenn am anderen Tag früh Berufsschule ist...

d: Peter, ich bin schon ein Jahr in derselben Abteilung. Als Lehrling hätte ich schon längst wechseln müssen...
 e: Peter, wir brauchen einen neuen, eigenen Aufenthaltsraum...
 Peter: „Eine Firma, in der die Menschen zusammenarbeiten“, sagte mein Chef. „Auf gute Zusammenarbeit!“ sagten meine Kollegen vom Betriebsrat, als ich gewählt worden war. „Peter, wir versprechen dir, wir wollen weiter mit dir zusammenarbeiten“, sagten meine Freunde, als sie mich gewählt hatten. Manchmal frag' ich mich: Was hab' ich denn falsch gemacht? Hab' ich mich zu sehr aufgedrängt? Hab' ich zu wenig geschafft? Hören sie mir überhaupt zu? Vielleicht muß ich alles ganz anders machen? Werden sie mich im nächsten Jahr wieder wählen? Soll ich denn weitermachen???

Jochen: Hallo, Peter!
 Bernd: Peter, he, alter Knabe!

Dieter: Na, Peter, nun sag' schon was.
 Inge: Du, Peter, ich möcht' mich einfach bei dir bedanken.
 Peter: Danke, Inge.
 Die übrigen: O ja, Peter, wir auch...
 Peter: Ach, war doch selbstverständlich, nicht der Rede wert.
 Bernd: Ich hätte nicht gedacht, daß der Alte zustimmen würde.
 Jochen: Peter hat ja gesagt, daß der augenblickliche Zustand ungesetzlich ist. Was sollte er da machen?
 Dieter: Na, bis jetzt hat er immer eine Antwort gewußt.
 Inge: Sagt mal, wie viele von uns waren eigentlich da?
 Bernd: Genau 210. Ich hab' zweimal gezählt.
 Peter: Was?? Ist das wahr? Waren das so viele? Wieso, warum? Und ihr bedankt euch bei mir?! Aber da muß ich mich doch bei euch bedanken! Wo ist Mike???

Marina Hintze



Junge Metaller aus vielen Ländern

Fotos: Udo Hoffmann

Wir leben in einer Zeit, in der die Nationalgrenzen in sehr vielen Bereichen einfach aus den verschiedensten Notwendigkeiten heraus überwunden werden müssen.

Im staatlichen Bereich seitens der Regierung haben wir uns längst daran gewöhnt, daß die Minister heute in Brüssel, morgen in Paris und dann in Rom oder wo immer es sein mag, auf internationaler Ebene Fragen des Zusammenlebens der Nationen zu klären haben. Immer mehr müssen wir auch zur Kenntnis nehmen, wie sich die Unternehmen und Konzerne international verflechten. Man hat also auch in diesen Bereichen erkannt, wie wichtig die internationale Zusammenarbeit und der Erfahrungsaustausch sind.

Wir dürfen aber für uns als Gewerkschaften in Anspruch nehmen, daß bei uns schon sehr viel früher die Notwendigkeit der internationalen Zusammenarbeit, die wir bei uns unter dem Begriff der internationalen Solidarität der Gewerkschaften kennen, zum Ausdruck kam. Die Arbeiterbewegung mußte sehr viel früher erfahren, wie wichtig gerade für sie in der nationalen Auseinandersetzung die internationale Unterstützung ist.

Die Jugend der IG Metall mißt diesem Aspekt auch in der Gegenwart den internationalen Jugendbewegungen eine große Bedeutung bei. So hat in der Zeit vom 19. Juni bis 2. Juli 1966 im Jugend-erholungs- und Bildungsheim der IG Metall in Schliersee das 12. Internationale

Jugendseminar stattgefunden. Dieses Jugendseminar wird seit 1954 jährlich durchgeführt. Die Teilnehmer kommen jeweils von den Bruderorganisationen aus den verschiedensten Ländern.

An den diesjährigen Seminaren nahmen Kolleginnen und Kollegen der Metallgewerkschaften von Italien, der Schweiz, Österreich, Luxemburg, Holland, Belgien, England und Deutschland teil. Diese jungen Gewerkschafter führten einen regen Gedankenaustausch über die jeweilige Situation der arbeitenden Jugend in ihren Ländern, so über die Schulbedingungen, Fragen der Berufsausbildung und die Fragen der noch sehr unterschiedlichen Bedingungen des Jugendarbeitsschutzes.

Bei diesem Seminar zeigte sich deutlich, wie sehr der deutsche Lehrling im Vergleich zu seinem ausländischen Kollegen, der ebenfalls in einem Lehrverhältnis steht, finanziell benachteiligt ist. So erhält zum Beispiel in Italien ein Lehrling bis zu 60% des Facharbeiterlohnes, ganz zu schweigen von den uns ungewöhnlich günstig anmutenden Verhältnissen in Schweden. Dort erhält ein Metallarbeiterlehrling im letzten Lehrhalbjahr bis 86% des Facharbeiterlohnes, in der Bundesrepublik vergleichsweise erhält ein Lehrling im 3. bzw. 4. Lehrjahr bis zu höchstens 34% vom Facharbeiterlohn.

In Referaten und Korreferaten informierte man sich über die jeweilige Art und Weise sowie über die Methoden der

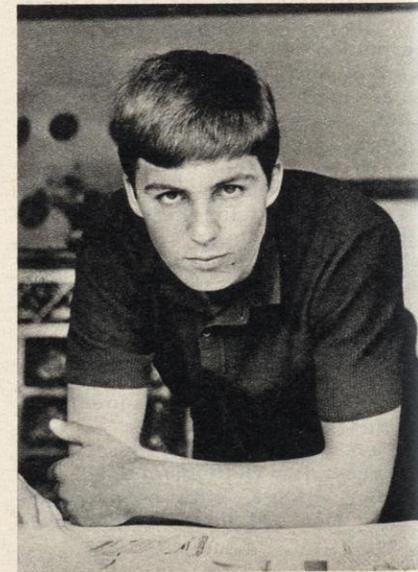
Aus Italien



Aus Holland



Aus England



Leider hat sich die neuere Rechtsprechung auf den Standpunkt gestellt, daß der Arbeitnehmer, und zwar auch der jugendliche Arbeitnehmer, mit Ausnahme von Lehrlingen grundsätzlich für jeden Schaden, den er im Betrieb verursacht, dem Arbeitgeber haftet, es sei denn, es würde sich um eine schadensgeneigte Tätigkeit handeln. Um so erfreulicher ist daher eine sehr lebensnahe Entscheidung des LAG Hamm, die den tatsächlichen Gegebenheiten und den Bedürfnissen im Arbeitsleben wenigstens in etwa Rechnung getragen hat.

Am 3. Mai 1965 händigte der Arbeitgeber einem jugendlichen Arbeitnehmer eine neue Schiebellehre gegen Unterzeichnung der Erklärung aus, daß der Arbeitnehmer sich verpflichte, bei Verlust oder Beschädigung hierfür zu haften. Einige Zeit danach fiel die Schiebellehre von der Drehbank auf den Boden, wobei sie beschädigt wurde. Den Nettopreis von 37,92 DM behielt der Arbeitgeber vom Lohn des Arbeitnehmers ein.

Das LAG Hamm gab am 31. Mai 1966 – 3 Sa 274/66 – (Revision zugelassen) der Klage zum Teil statt.

Eine wie im vorliegenden Fall zugrunde liegende Verpflichtungserklärung des Arbeitnehmers sei nicht etwa stets von vornherein unzulässig und deshalb rechtsunwirksam. Ähnliche Vereinbarungen, die dem Arbeitnehmer eine Pflicht zum Schadenersatz für Verluste auferlegen würden, wären übrigens im Arbeitsrecht unter dem Begriff „Mankoabreden“ seit langem bekannt und rechtlich anerkannt. Die Minderjährigkeit des Arbeitnehmers stehe seiner eventuellen Schadenersatzpflicht nicht entgegen, da § 113 BGB auf das Arbeitsverhältnis anzuwenden sein würde. Nach dieser Vorschrift wäre der Arbeitnehmer auch für arbeitsrechtliche Verpflichtungserklärungen unbeschränkt geschäftsfähig.

Die Abrede könne auch nicht als nichtig gemäß § 138 BGB angesehen werden, weil sie dem Arbeitnehmer eine unbeschränkte Haftung auferlege. Diese Frage könne aber dahingestellt bleiben. Der Arbeitnehmer habe fahrlässig gehandelt. Die Haftungsbeschränkungen bei gefahrgeneigter Arbeit kämen hier nicht in Betracht, da die Tätigkeit des Arbeitnehmers nicht schadensgeneigt gewesen sei. Gewichtige Gründe sprächen indes dafür, die zur Haftung des Arbeitnehmers bei Schädigung seines Arbeitgebers entwickelten Grundsätze nicht nur auf typisch gefahrgeneigte Arbeit zu beschränken, sondern – wenigstens in gewissen Fällen – auch auf nicht schadensgeneigte Arbeit auszudehnen. Denn auch bei nicht gefahrgeneigter Arbeit könne es für den Arbeitnehmer eine unbillige Härte bedeuten, für jeden von ihm angerichteten Schaden nach den normalen Regeln in voller Schärfe haften zu müssen. Auszugehen sei davon, daß der Arbeitgeber grundsätzlich seinem Arbeitnehmer Werkzeug zur Verfügung zu stellen habe und bei Verlust, Beschädigung oder Unbrauchbarkeit dieses ersetzen müsse, weil ansonsten die Weiterarbeit der Arbeitnehmer unmöglich werden würde. Verluste, Beschädigungen und Verschleiß von Werkzeugen, die im Arbeitsleben immer wieder, z. B. dadurch auftreten, daß ein Schraubenzieher verlorengehe, ein Zollstock, ein Hammer oder eine Säge abbreche, ein Schraubenschlüssel sich verbiege usw., gehörten daher zum Arbeitsrisiko des Arbeitgebers. Daß dieses nicht voll auf den Arbeitnehmer abgewälzt werden dürfe, folge schon aus der Stellung des Unternehmers im Arbeitsleben und der Fürsorgepflicht gegenüber seinem Arbeitnehmer. Es erscheine daher angebracht, sowohl Arbeitgeber als auch Arbeitnehmer mit je der Hälfte des entstandenen Schadens zu belasten.

Günther Hoppe



Bei der Besichtigung eines Lokomotivwerks

Mahnmal in Dachau

gewerkschaftlichen Jugendarbeit. Man unterhielt sich über die deutsche Eigenart des Betriebsverfassungsgesetzes und Fragen der Berufsausbildung und Mitbestimmung. Hier natürlich über die besondere Wirkungsmöglichkeit der Jugendvertreter. Die Referate wurden durch die Praxis ergänzt, indem die Gelegenheit zu Betriebsbesichtigungen und zu Gesprächen mit Betriebsräten und den Jugendvertretern in Metallbetrieben geboten wurde.

Bei diesem Seminar bestätigte sich aufs neue, daß Gewerkschafter an allen Fragen des menschlichen Zusammenlebens interessiert sind. Man beschäftigte sich auch mit der gesellschaftlichen Situation in der Bundesrepublik. Probleme wie „Bewältigung der Vergangenheit“, „Gibt es noch Nazis in der Bundesrepublik?“, „Was unternimmt der DGB und insbesondere die Gewerkschaftsjugend gegen solche Unbelehrbaren?“ und „Wie glaubt man, eine Wiedervereinigung erreichen zu können?“ wurden immer wieder diskutiert. Allen diesen Fragen mußten die deutschen Teilnehmer des Seminars sowohl während des offiziellen Seminarprogramms wie auch in vielen persönlichen Gesprächen Rede und Antwort stehen.

Das internationale Jugendseminar gedachte auch der Opfer des Faschismus durch einen Besuch im Konzentrationslager Dachau. Dort sahen sie mit Erschütterung das Museum und legten nach einer Gedenkansprache einen Kranz am Krematorium nieder. Gerade dieser Besuch hat unsere ausländischen Freunde sehr stark beeindruckt.

Sie gaben auch im Abschlußgespräch deutlich zu erkennen, daß sie überzeugt sind, daß gerade die Gewerkschaftsjugend in der Bundesrepublik zu den fortschrittlichen Kräften gehört, die im Aufbau einer sozialen demokratischen Gesellschaft die entscheidende Aufgabe sehen.

Bei diesem Seminar wurde manches Band der Freundschaft geknüpft, und gerade diese Freundschaften sind es, die u. a. solche Begegnungen so wertvoll machen, denn täuschen wir uns nicht, Freunde kann man nie genug haben, insbesondere im Ausland.



Otmar Günter

Der Wehrbeauftragte hat es nicht leicht

Man stelle sich vor: Da befiehlt ein Trainer, daß sich die Fußballspieler Höttges, Beckenbauer und Overath zur Belustigung einer Bierkumpanei langgestreckt unter die Biertische zu werfen hätten. Die jungen Fußballspieler würden ihn bestimmt fragen, ob er verrückt geworden sei.

Anders ist das bei jungen Leuten, die den Befehlen eines Flegels in Kompaniechefsuniform unterworfen sind. Der Wehrbeauftragte des Deutschen Bundestages, Matthias Hoogen, schreibt in seinem Jahresbericht 1965 über diesen Vorfall: „Ein Schützenverein und das Stammpersonal einer Ausbildungskompanie veranstalteten einen Schießwettbewerb. Der Kompaniechef saß im Kreise seiner Schützen beim Bier. Als ihm aus einer Alkohollaune heraus vorgehalten wurde, heutzutage gäbe es keinen ‚richtigen Soldaten‘ mehr, befahl er nacheinander einem Gefreiten, einem Fähnrich und einem Leutnant: ‚Volle Deckung‘. Die Soldaten führten den Befehl aus und warfen sich zur allgemeinen Belustigung unter die Tische.“

Der Divisionskommandeur wertete das Verhalten des Kompaniechefs als ‚Entgleisung‘, die zwar nicht zu billigen sei, aber auch nicht als schwerer Mißbrauch der Befehlsgewalt beurteilt werden dürfe.“ Hoogen schreibt dazu: „Dieser Beurteilung vermag ich mich nicht anzuschließen. Der in zeitlichen Abständen dreifach erteilte Befehl zeigt, daß der Kompaniechef in der sicheren Erwartung gehandelt hat, sein Befehl werde ernst genommen und deshalb befolgt. Damit hat er aber in Ausübung seiner Befehlsgewalt die Soldaten als bloßes Mittel gewissermaßen als Belustigungsfiguren benutzt, um seinen zivilen Gästen ein Amüsement zu bieten; er hat sie bewußt der Lächerlichkeit preisgegeben und hierdurch ihre Menschenwürde verletzt.“

Vorschriften nicht beachtet

Hoogen berichtet weiter:

„Im Berichtsjahr wurden mir mehr Fälle von Einweisungen von Soldaten in geschlossene Abteilungen von Nervenheilanstalten bekannt, als das in früheren Jahren der Fall war, ohne daß die gesetzlichen Vorschriften beachtet wurden. Da hier das Grundrecht der persönlichen Freiheit in Verbindung mit der Frage der Rechtmäßigkeit der Freiheitsentziehung in Frage steht, halte ich mich für verpflichtet, hierüber zu berichten. Zwei Beispiele:

Die Eltern eines noch minderjährigen Wehrpflichtigen sprachen in meiner Dienststelle vor und baten um Unterstützung, weil ihr Sohn in ein Nervenkrankenhaus eingewiesen sei. Der Wehrpflichtige hatte sich nach einem Wochenurlaub von seinen Eltern mit der Bemerkung verabschiedet, sie würden ihn nicht lebend wiedersehen. Er war dann nicht zu seiner Einheit zurückgekehrt, sondern hatte sich an einem auch den Eltern unbekannt gebliebenen Ort aufgehalten. Erst nach zwei Tagen war es durch Zufall gelungen, ihn zur Rückkehr in sein Elternhaus zu bewegen. Sein Vater hatte ihn daraufhin zu seiner Einheit gebracht und den Kompaniechef von dem Sachverhalt unterrichtet. Auf Veranlassung des Truppenarztes war er sodann ohne Zustimmung seiner Eltern und ohne gerichtliches Einweisungsverfahren in eine geschlossene Abteilung des Nervenkrankenhauses überwiesen worden. Nachdem die Eltern vergeblich versucht hatten, den behandelnden Arzt fern-

mündlich zu sprechen und über den Truppenarzt eine Entlassung aus der Anstalt zu erreichen, wandten sie sich in echter Sorge um das Wohl ihres Sohnes an meine Dienststelle.

Der Versuch, die Angelegenheit sofort fernmündlich zu klären, scheiterte trotz des Hinweises auf die rechtlichen Bedenken gegen den weiteren Verbleib des Soldaten in der geschlossenen Abteilung an der ablehnenden Haltung des Abteilungsarztes der Anstalt. Dieser erklärte, es liege allein in seiner pflichtgemäßen ärztlichen Entscheidung, ob der Wehrpflichtige weiterhin in der Anstalt bleibe oder nicht.

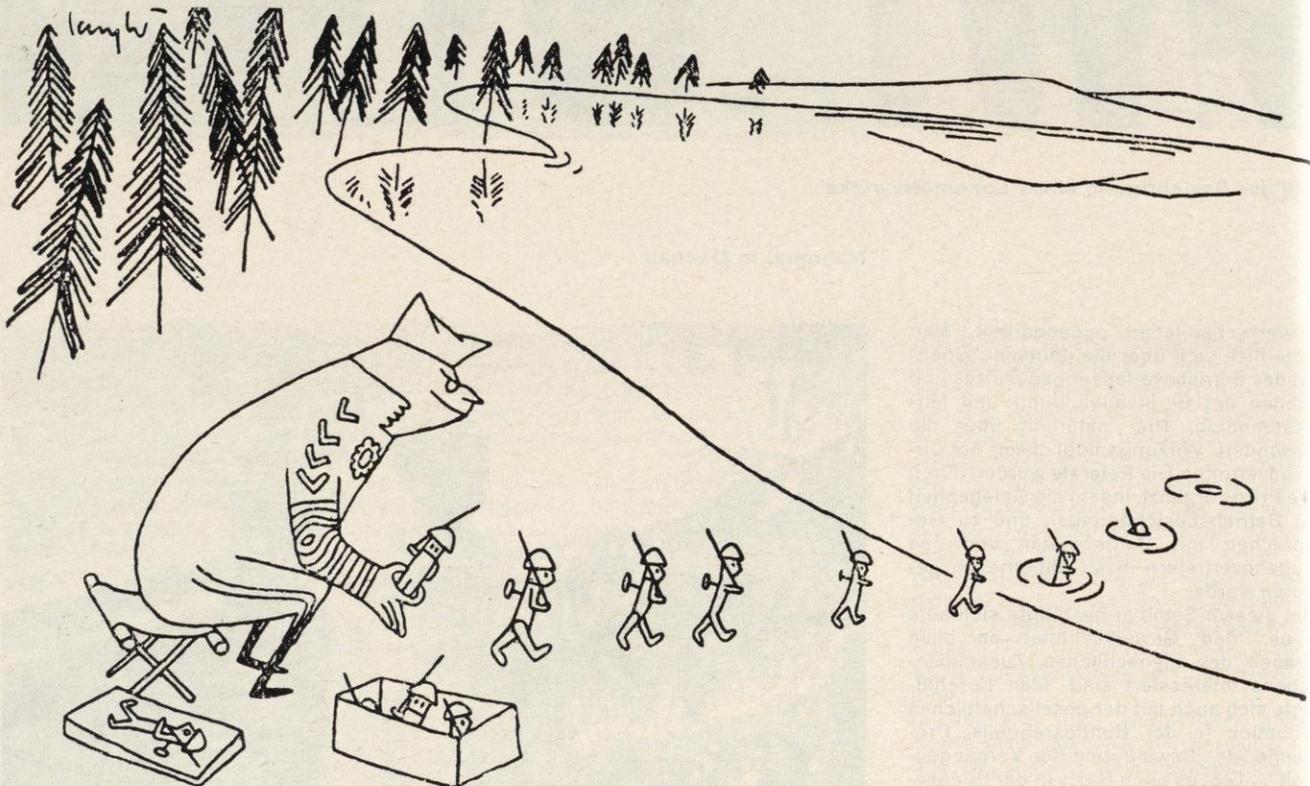
Als die Eltern auf entsprechendes Anraten am nächsten Tag in der Landes-

heitsentziehung die wirksame Zustimmung des Volljährigen und bei Minderjährigen die Zustimmung ihrer gesetzlichen Vertreter oder die Durchführung eines richterlichen Freiheitsentziehungsverfahrens erfordert. Darüber hinaus erscheint es geboten, über die einschlägige ‚Fachdienstliche Anweisung‘ des Bundesministers der Verteidigung hinaus, alle in Frage kommenden Ärzte über die rechtlichen und medizinischen Voraussetzungen einer Einweisung in eine geschlossene Anstalt eingehend zu unterrichten.“

Offen bleibt die Frage, was die jungen Soldaten zum eventuellen Selbstmord treibt, ob sie auch im zivilen Leben solche Gedanken haben würden?

zeigen, daß diese Befürchtung gerechtfertigt ist.

Zu Beginn einer Übung auf einem Truppenübungsplatz sollte die Einsatzbereitschaft der ABC-Schutzmaske geprüft werden. Zu diesem Zwecke setzte ein Zugführer im Beisein seines Kompaniechefs seine Leute etwa 4 bis 5 Minuten starkem Tränengas aus. Der Kradmelder, der - wie bisher immer üblich - ohne ABC-Schutzmaske angetreten war, durfte sich auf Befehl des Zugführers nicht aus dem Glied entfernen und mußte die Einwirkung des Tränengases ohne Schutzmaske erdulden. Als er es wegen starker Schmerzen in den Augen und Beschwerden beim Atmen kaum noch ertragen konnte, schickte ihn ein Stabs-



heilanstalt vorsprachen, erfuhren sie, daß ihr Sohn inzwischen zur Truppe entlassen und dort sofort beurlaubt worden war.

Ein noch minderjähriger Angehöriger einer Gebirgsjägereinheit war nach einer Befehlsverweigerung auf Veranlassung des Truppenarztes wegen Selbstmordgefahr in ein geschlossenes Nervenkrankenhaus gebracht und dort erst nach mehreren Tagen entlassen worden. Er selbst hatte hierzu seine Einwilligung erteilt; die Zustimmung seiner gesetzlichen Vertreter war nicht eingeholt und ein gerichtliches Einweisungsverfahren nicht durchgeführt worden.

Bei einem fernmündlich geführten Gespräch mit dem Chefarzt des Nervenkrankenhauses war dieser für den Hinweis dankbar, daß die Einwilligung des Minderjährigen unrechtmäßig war. Der Arzt wies darauf hin, von der Truppe würden häufig Soldaten in seine Anstalt eingewiesen, ohne daß aus psychiatrischer Sicht die Voraussetzungen für eine Einweisung in eine geschlossene Anstalt vorlägen.

Diese aus einer Anzahl weiterer Fälle herausgegriffenen Beispiele zeigen, daß sowohl die medizinischen als insbesondere auch die rechtlichen Voraussetzungen für eine Einweisung in eine geschlossene Nervenheilanstalt nicht hinreichend bekannt sind und oftmals nicht beachtet werden. Ich halte es deshalb für erforderlich, in diesem Bericht darauf hinzuweisen, daß die Rechtmäßigkeit der Frei-

„...teuer zu stehen kommen“

Im Kapitel „Innere Führung und Disziplinargewalt“ bekennt sich der Wehrbeauftragte zur unbedingten Bejahung der Grundsätze der Inneren Führung und führt folgenden Fall an:

Geht man von dem Leitbild des Soldaten aus, wie es mit der Aufstellung deutscher Streitkräfte auf der Grundlage der politischen, gesellschaftlich und geschichtlich vorgegebenen Situation geschaffen worden ist, so ist eines sicher: Die Grundsätze der inneren Führung fordern, daß die soldatische Ordnung sich auf der Grundlage und unter Beachtung rechtsstaatlicher Grundsätze vollzieht. Dies bedeutet, daß auch der Soldat in der Lage sein muß, seine Rechte jederzeit und ungehindert geltend zu machen und sich gegen Eingriffe in diese Rechte wirksam zu wehren. Nur im Bewußtsein dieser seiner durch das Beschwerderecht gewährleisteten Rechtsstellung wird er die Notwendigkeiten des militärischen Dienstes und seine Aufgabe, Recht und Freiheit zu verteidigen, innerlich bejahen können. Hierin zeigt sich die bis in die Verteidigungsbereitschaft hinein wirkende Bedeutung des Beschwerderechts des Soldaten auf.

Durch zahlreiche Eingaben wird aber die Befürchtung begründet, daß diese Bedeutung des Beschwerderechts oftmals nicht erkannt und mißachtet wird. Zwei besonders gravierende Fälle mögen auf-

unteroffizier, der dies bemerkt hatte, aus dem Bereich des Tränengases.

Zwei Tage später marschierte der gleiche Zug nach einem nächtlichen Orientierungsmarsch und anschließender Ausbildung auf der Nahkampfbahn bei drückender Hitze zum Biwakplatz zurück. Obwohl der Weg nur geschottert war und steil anstieg, befahl der Zugführer Gleichschritt und - weil das Lied wegen der Atemnot der Soldaten wiederholt abbrach - mehrfach Gesang. Einer der Soldaten wurde ohnmächtig und blieb fast 15 Minuten bewußtlos.

Über diese beiden Vorfälle beschwerte sich ein Soldat dieser Einheit sowohl nach den Vorschriften der Beschwerdeordnung als auch in einer an mich gerichteten Eingabe, nahm letztere aber bereits zwei Tage später wieder zurück. Die von mir dennoch, und zwar von Amts wegen, veranlaßte Überprüfung ergab folgendes:

Die Angaben des Soldaten in seiner Beschwerde waren in allen wesentlichen Punkten zutreffend. Als dem Kompaniechef aber die Beschwerden vorgelegt worden waren, hatte er den Beschwerdeführer zu sich kommen lassen, ihm vorgehalten, seine Angaben seien in mehreren Punkten unwahr und sich sodann sinngemäß dahingehend geäußert, das werde den Beschwerdeführer „teuer zu stehen kommen“, er werde ihn disziplinar bestrafen, falls er seine Beschwerde nicht zurücknehme. Diese Äußerungen seines Kompaniechefs hatten den Beschwerde-

fürher zur Rücknahme seiner Beschwerden veranlaßt.

Der Wehrbeauftragte führt in seinem Bericht von den rd. 4000 Beschwerden, die eingereicht wurden, nur einige an. Es ist im Bericht nicht ersichtlich, ob es die schlimmsten sind. Viele Beschwerden wurden ihm auch erst eingereicht, nachdem die jungen Leute ihre Dienstzeit abgeleistet hatten. Woher kommt die Furcht der jungen Leute?

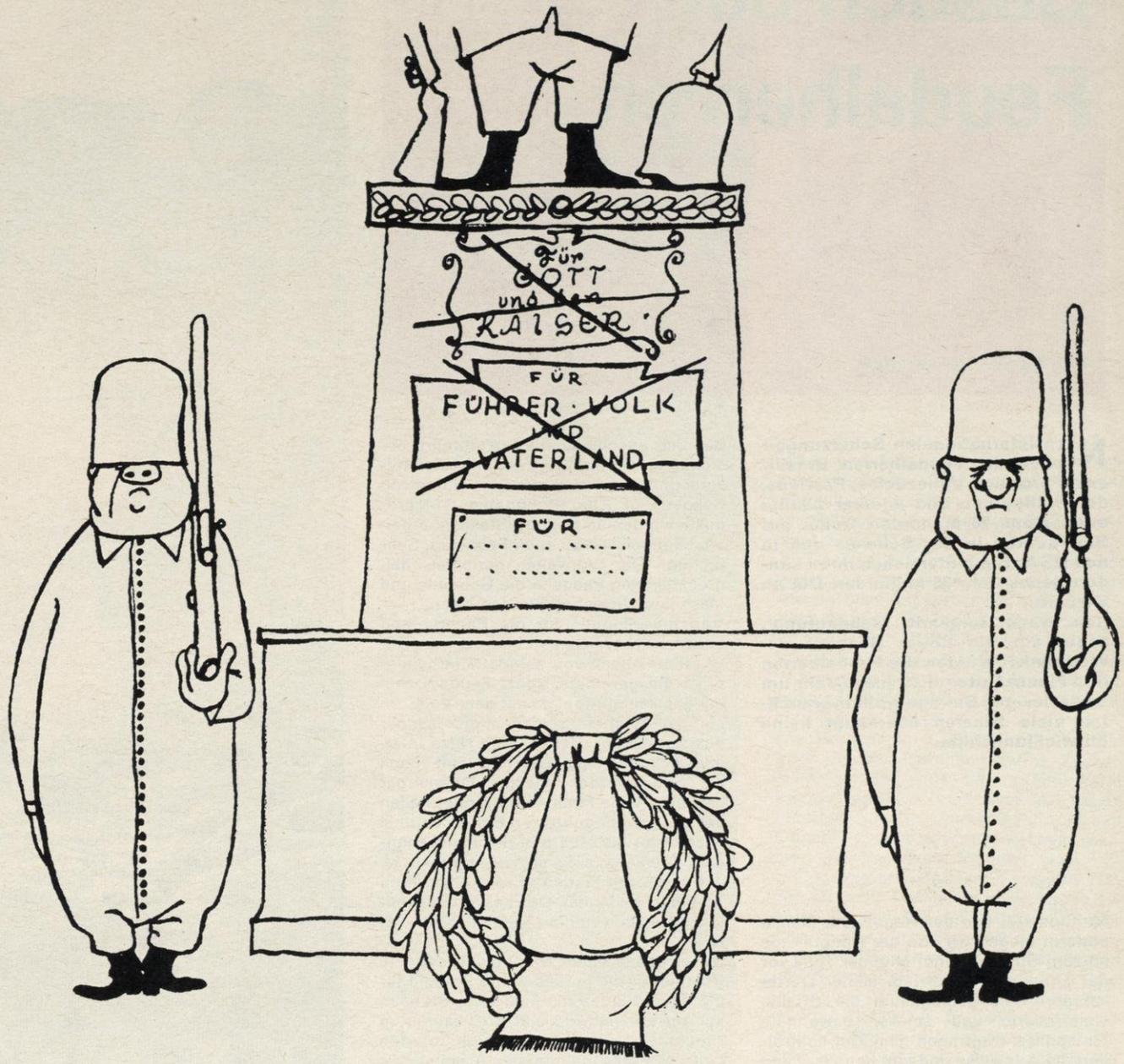
Verweigerung von Unterlagen

In der Frage der Starfighter-Unglücke konnte er nicht tätig werden, weil er nicht den unmittelbaren Auftrag von Parlament und Verteidigungsausschuß vorweisen konnte. In sieben Fällen geht Hoogen auf Unglücke bei der Bundeswehr ein. Wir lassen hier die Schilderung des 7. Unglücksfalles folgen, an dem sich zeigt, wo die Auffassungen Hoogens und der führenden Militärs auseinandergehen.

„Am 7. Dezember 1965 übte eine Ausbildungskompanie das Überrollenlassen von Panzerfahrzeugen in Panzerkampfständen (Deckungslöchern). Während ein gepanzerter Mannschaftstransportwagen über einem Panzerkampfstand kurz anhält, um zu drehen, streckte der sich im Deckungslöcher duckende Soldat seinen Kopf über den Rand hinaus. Im gleichen Augenblick fuhr das Panzerfahrzeug wieder an. Eine Kette fuhr beim Drehen über den Rand des Deckungslöcher und quetschte dem Soldaten den Kopf ab.“

Das erfuhr ich am nächsten Tage durch die Presse. Um mir ein Bild vom Hergang des Unglückes und den näheren Umständen machen zu können, forderte ich von der Division und der Staatsanwaltschaft Berichte an. Die Staatsanwaltschaft entsprach dem durch Zusendung der Anklageschrift und Mitteilung des Verhandlungstermines. Der Divisionskommandeur teilte zunächst mit, die Ermittlungen seien noch nicht abgeschlossen, weigerte sich jedenfalls nicht, mir den Bericht nach Abschluß der Ermittlungen zuzusenden. Erst nach Durchführung der Ermittlungen teilte der Kommandeur mir mit, bei dem tödlichen Unfall des Soldaten sei ein Verstoß weder gegen das Grundgesetz noch gegen die Grundsätze der inneren Führung ersichtlich. Deshalb sehe er sich zu seinem persönlichen Bedauern nicht in der Lage, Berichte und Unterlagen ohne besondere Weisung an mich abzugeben. Von der Staatsanwaltschaft erfuhr ich bald alles Wissenswerte, so daß ich für meine Entschlußfassung den Bericht der Division nicht mehr bedurfte. Denn in der Verhandlung vor dem Schöffengericht stellte sich – das kann schon heute vor Rechtskraft des freisprechenden Urteils gesagt werden – heraus, daß die Sicherheitsvorschriften der Klarstellung und Ergänzung bedürfen. Diese Ergänzung hat der Divisionskommandeur alsbald nach der gerichtlichen Verhandlung auch befohlen und mir die Ergänzung mitgeteilt.

Alle vorstehenden Fälle sind mir durch Berichte und Einsichtnahme in die Akten der zuständigen Staatsanwaltschaft bekannt. Diese befassen sich naturgemäß nur mit der strafrechtlichen Seite des Einzelfalles, nicht dagegen mit den für den Wehrbeauftragten wissenswerten Fragen, ob im Einzelfall die Sicherheitsvorschriften beachtet wurden, ob die beteiligten Soldaten hinreichend ausgebildet waren und ob die Dienstaufsicht der Vorgesetzten richtig gehandhabt wurde.



Das Grundgesetz bestimmt: Der Wehrbeauftragte ist Hilfsorgan des Bundestages bei der Ausübung der parlamentarischen Kontrolle und hat infolgedessen das Recht, zur Unterstützung des Parlamentes zu prüfen, ob die Bundesregierung die ihr durch die Gesetze im Bereiche der Verteidigung auferlegten Pflichten erfüllt oder deren Erfüllung überwacht. Zu diesen Pflichten gehört die durch das Soldatengesetz begründete Rechtspflicht, für das Wohl der Soldaten und ihre Familien zu sorgen. Diese Pflicht haben die Regierung und jeder Vorgesetzte (§§ 10, 31 Soldatengesetz). Der Bundestag hat das Recht, darüber zu wachen, daß Regierung und Vorgesetzte diese Pflicht erfüllen. Er bedient sich dabei seines Hilfsorgans, des Wehrbeauftragten. Während die Bundesregierung und auch die militärischen Vorgesetzten den Standpunkt vertreten, zur Durchführung der Überprüfung von solchen Fällen bedürfe ich in jedem einzelnen Falle der Weisung des Bundestages oder seines Verteidigungsausschusses, bin ich der Meinung, diese Überprüfung nach eigenem pflichtgemäßen Ermessen ohne besondere Weisung im Einzelfall durchführen zu können. Diese Handhabung des Überprüfungsrechts ist allein ver-

fassungskonform.“

Hoogen will die Ursachen von Unglücken bei der Bundeswehr klären. Sein Schlußwort läßt daran keinen Zweifel. Ob aber Bundestag und Verteidigungsausschuß ihm dieses Recht, das er nach dem Grundgesetz beanspruchen kann, bekräftigen, ist mehr als fraglich. Der Bundestag hat an den Berichten des Wehrbeauftragten – wie es scheinen will – wenig Interesse, denn sein Bericht von 1964 wurde bisher noch nicht behandelt. Der Mut Matthias Hoogen ist zu loben. Er ist unbequem, weil man noch vielerorts die Bundeswehr als ein Kräutlein Rührmichnichtan betrachtet.

Dienstzeit 12 Monate

Die Frage, ob die achtzehnmonatige Dienstzeit noch zu vertreten ist, behandelt der Bericht leider nicht. Der Militär-experte der „Frankfurter Allgemeinen Zeitung“, Adalbert Weinstein, schrieb dazu in einem Leitartikel:

„... Weiter wäre die Frage der Dienstzeit neu zu durchdenken. Als wir die Wehrpflicht auf 18 Monate erhöhten, taten wir das unter dem politischen Druck, der auf

Europa lastete. Die Berliner Krise befand sich auf ihrem Höhepunkt. Die Dienstzeit wurde aber auch auf Wunsch der führenden deutschen Soldaten erhöht. Man versprach sich eine gediegenere Ausbildung. Die Hoffnungen, daß die Kompanien besser würden, ist nicht erfüllt worden. Fachleute halten die Zeit von einem Jahr zur Formung einer Truppe für ausreichend. Die letzten sechs Monate werden ‚vergammelt‘. Es wäre zu prüfen, womit mehr psychologischer Schaden angerichtet wird: mit einer Straffung der Dienstzeit oder mit dem Verbleiben bei 18 Monaten. Die Wehrpflichtigen leiden darunter, daß sie ein halbes Jahr wenig sinnvoll verbringen müssen.“

Abgesehen davon, daß es wenig sinnvoll ist, Hunderttausende junge Menschen dem Arbeitsprozeß zu entziehen, sollte man auch daran denken, daß dieses halbe Jahr den jungen Menschen eine gehörige Summe Verdienst kostet. Der DGB hat auf seinem Kongreß in Berlin einen Antrag der Postgewerkschaft angenommen, der die Forderung der Herabsetzung der Dienstzeit auf 12 Monate zum Inhalt hat.

Hans Dohrenbusch

Besuch bei Feudalherren

Von Oscar Peter Brandt

Nach internationalen Schätzungen haben die Feudalherren Brasiliens, Perus und Venezuelas, Persiens, der Philippinen und anderer Länder mindestens 20 Milliarden Dollar auf Bankkonten in der Schweiz und in den USA. Sie hinterziehen ihren Ländern jedes Jahr 30 Milliarden DM an Steuern.

„Ich wage folgende Behauptung“, sagte mir ein hoher Beamter der Weltbank: „Würden die Feudalherren ihre Finanzämter nicht jedes Jahr um diese riesigen Beträge prellen, bräuchten viele Staaten überhaupt keine Entwicklungshilfe.“

60 Kilometer von der Hauptstadt Manila entfernt biegen wir von der Hauptstraße ab zum Gut von Señor Mighuel. Kurz vor der Einfahrt in das erste seiner Dörfer versperrt ein Schlagbaum die Straße. Uniformierte und schwer bewaffnete Gutspolizei fragt nach dem Ziel, kontrolliert die Ausweise und gibt dann erst den Weg zur Weiterfahrt frei. 200 Meter vor dem Herrenhaus wieder ein Schlagbaum und ein aus schweren Holzbohlen errichtetes und mit Schießscharten versehenes Wachhäuschen.

Warum hat der Gutsherr eine eigene Polizei? Warum Schlagbäume und Schießscharten inmitten eines demokratischen Landes? „Die Feudalherren haben Angst vor den Kämpfern für eine soziale Gerechtigkeit“, sagt mein Begleiter.

Die Büffel stehen träge am Straßenrand. Junge Mädchen, die Röcke hochgeschürzt, einen breitrandigen Hut auf dem Kopf, arbeiten in den Reisfeldern. Die kleinen Holzhäuschen ruhen auf ein Meter hohen Pfählen im Schatten hoher Bäume. Gekocht und gebraten wird in Erdlöchern. Viele Dörfer haben weder Trinkwasser noch elektrisches Licht.

Im Parlament war ein Antrag, 300 Millionen Pesos für den Bau von 70000 Brunnen auszuwerfen, damit die Landbevölkerung ausreichend mit Frischwasser versorgt werden könne, abgelehnt worden. „Kein Trinkwasser für die Armen, damit die Softdrink-Fabrikanten, deren Umsatz auf über 100 Millionen Pesos gestiegen ist, noch reicher werden“, berichten die Zeitungen.

Gleich neben dem Herrenhaus liegt der Privatflugplatz. Señor Mighuel steuert die viersitzige Reisemaschine, um uns zunächst einen Überblick über seine riesigen Zuckerrohrfelder, die Reis- und Kautschukplantagen, die großen Wälder und saftigen Weiden mit einigen tausend Stück Rindvieh zu geben. Rund 200000 Morgen werden von 4000 Pächtern und Landarbeitern bewirtschaftet. Mighuel erzielt jährlich einen Gewinn von drei Millionen Pesos – seine Landarbeiter und Pächter müssen mit tausend Pesos im Jahr zufrieden sein.

Bei der anschließenden Autofahrt besichtigen wir eine Zuckerfabrik, die Molkerei und eine Fabrik zur Gewinnung von Kokosnußöl. Die wichtigsten Gutsprodukte werden an Ort und Stelle verarbeitet. Mighuel ist also auch Fabrikant. Sehr tüchtig! Der Verwalter berichtet, daß drei Millionen Pesos in die Gebäude und Maschinen investiert worden seien.

Von Investitionen für die Pächter und Landarbeiter wird nicht gesprochen. Der Gutsherr nimmt von seinen Mitarbeitern nicht die geringste Notiz. Feudalherren pflegen keinen Kontakt mit dem Volk.

Mit der Machete schlagen die Männer das Zuckerrohr. Bei 40 Grad Hitze in einem schattenlosen Gelände läuft ihnen der Schweiß den nackten Oberkörper herunter. Viele Frauen und Kinder helfen bei der Einbringung der Ernte. Mighuel bezeichnet die Mitarbeit der Familienangehörigen als eine soziale Maßnahme. „Ich zahle den Frauen 15 und jedem Kind 7,5 Pesos im Monat. Das haben die Familien zusätzlich zu dem Verdienst des Vaters.“

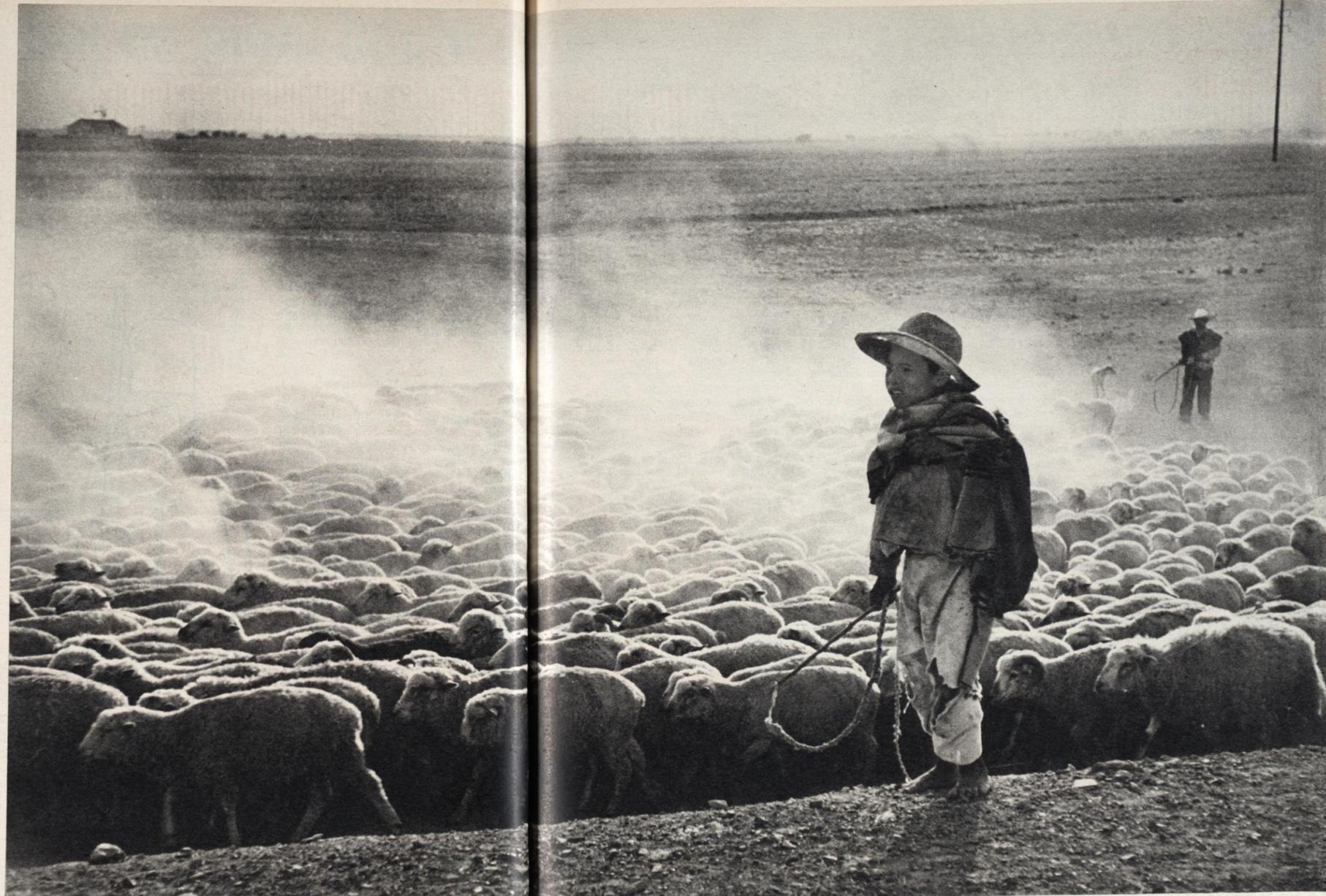
Ich errechne einen Stundenlohn von 10 Pfennig für die Frauen und 5 Pfennig für die Kinder. Eine Frau muß zehn Stunden schwer arbeiten, um ein Brot kaufen zu können. Ein Junge kann sich für den Lohn eines zehnstündigen Arbeitstages nicht einmal eine Flasche Orangensaft kaufen.

„Seit Jahrhunderten ist das so. Die Leute kennen das nicht anders und sind glücklich in ihrer Armut“, sagt Mighuel. „Wem diese Ordnung nicht gefällt, der kann gehen. Ich halte keinen. Auf den Philippinen werden jedes Jahr 600000 Kinder geboren. Es gibt Arbeitskräfte im Überfluß. Wer rebellieren sollte, wird von der Gutspolizei von meinem Besitz verjagt. Hier bin ich der Herr!“

Mighuel hat die Gründung von Gewerkschaften in seinem Herrschaftsbereich verboten. Seine Pächter und Landarbeiter sind seine Sklaven. Ihm gehören alle Häuser und Hütten – er ist auch Besitzer der Geschäfte, in denen Kleidung und Haushaltswaren, Bier und Rauchwaren und Softdrinks verkauft werden.

Fast 500 Jahre lang wird Angola nun von Portugal beherrscht. Ein halbes Jahrtausend ist ein langer Zeitraum, um ein Land zu entwickeln, die „Wilden im Busch“ mit der Zivilisation und der Kultur vertraut zu machen. Was haben die Portugiesen erreicht?

Wir sitzen auf der Terrasse eines Herrenhauses. Fünf portugiesische Farmer, die Plantagen zwischen 10000 und 25000 Hektar Größe bewirtschaften, haben sich zu einer Besprechung zusammengefunden. Sie bauen Palmfrüchte, Kaffee, Sisal, Zuckerrohr und Baumwolle an und herrschen im Hochland über ausgedehnte Viehhäuser. Jeder von ihnen ist vielfacher Millionär. Die tropische Plantagenwirtschaft wirft riesige Gewinne ab. Sie schimpfen zunächst auf die Missionare. „Besonders die Prediger der anglikanischen Protestanten haben den Negern diesen Blödsinn von Freiheit und



So viel Wolle – aber in Lumpen gekleidet

Foto: Werner Bischof

Gleichberechtigung eingeredet. Die Regierung hätte zumindest die Gründung von Schulen verbieten sollen. Solange die Schwarzen Analphabeten waren, konnten wir die einzelnen Stämme prächtig gegeneinander ausspielen. Jetzt haben wir schon einige tausend gebildete Afrikaner. Die wollen ein freies und unabhängiges Angola – sie wollen Gewerkschaften und einen höheren Lebensstandard. Wir Portugiesen sind eines der ältesten Kolonialvölker der Welt. Wir wissen, wie man mit »Kaffern« umzugehen hat. Man muß sie ständig unter der Fuchtel halten. Solange wir dieses Rezept befolgten, hatten wir paradiesische Zustände.“

Am folgenden Morgen werde ich Zeuge, wie die farbigen Plantagenarbeiter entlohnt werden. Jeder erhält 30 Mark für 30 Arbeitstage. Ihr Stundenlohn beträgt elf Pfennig. Von diesem Hungerlohn müssen die Arbeiter nicht nur eine mehrköpfige Familie ernähren, sondern auch noch Steuern zahlen. Ich habe keinen anderen Staat auf der Erde kennengelernt, in dem Arbeiter bei einem Jahresverdienst von 360 Mark auch noch vom

Finanzamt erfaßt werden. 25 Mark, fast soviel wie einen Monatslohn, müssen auch noch die Ärmsten der Armen den Steuereinnahmern zahlen.

Der Verwalter ist empört. „Das ist nackte Ausbeutung. Die europäischen Farmer sprechen stets von ihren großartigen Leistungen. Ist es eine Leistung, bei Zahlung solcher Hungerlöhne Millionen zu verdienen?“ Er weist aber auch auf folgendes hin:

„Wenn bei uns einmal einer der Zuchtbullen, ein Reitpferd oder eine hochwertige Milchkuh krank werden, ist gleich der Teufel los. Dann setzt sich der Señor an das Steuer seines Flugzeuges und holt den Tierarzt aus der Stadt. Das Schicksal der Eingeborenen ist den Feudalherren völlig gleichgültig. Wer schwer erkrankt, der muß sterben. Morgen steht ja ein anderer an seiner Stelle. Ein Anruf bei einem der zahlreichen Polizeiposten, und schon werden kräftige junge Burschen eingefangen. Der Tierarzt erhält für seine regelmäßigen Visiten jeden Monat einige tausend Escudos. Für die Landarbeiter gibt es keine ärztliche Betreuung.“

60 v.H. der neugeborenen Kinder in Angola sterben – 33 v.H. der Angolaner sind arbeitsunfähig. Große Teile der einheimischen Bevölkerung sind unterernährt. Die jungen Plantagenarbeiter, die vom Landherrn ernährt werden, erhalten nur einen Lohn in Höhe von 20 Mark für den Monat. Das sind 65 Pfennig pro Tag. Davon können sich die jungen Menschen weder Schuhe noch Wäsche noch Kleidung kaufen. Eine kurze Hose und ein einfaches Baumwollhemd sind ihre Bekleidung. An Lebensmitteln erhalten sie Mais, Bohnen, Trockenfisch und Palmfett, Butter und Fleisch und Milch und andere kräftige Nahrungsmittel kennen diese modernen Sklaven nur vom Hörensagen.

„Kein russischer, ungarischer oder polnischer Arbeiter würde sich mit Trockenfisch und Palmfett und Mais und Bohnen und einem Stundenlohn von zehn Pfennig abspesen lassen“, sagt der Verwalter. „Auch unsere Farbigen wissen inzwischen, daß der Gesundheitszustand der Menschen auf den russischen Kolchonen ausgezeichnet ist, daß dort alle Kinder eine Schule besuchen und jeder

die Chance zum Aufstieg hat. Wenn die Kommunisten hier mit ihrer Propaganda so gute Erfolge haben – wen kann das bei solchen Zuständen verwundern?“

Senhor Galvanez ist Herr über 350000 Kaffeesträucher. Sechs Stunden durchfahren wir einen Teil der größten Kaffeelandschaft der Welt. Der Staat São Paulo, mit seinen 15 Millionen Einwohnern auf einer Fläche, die größer ist als die Bundesrepublik, ist auch der größte Erzeuger des grünen Goldes. 3,5 der insgesamt 4,85 Milliarden Kaffeesträucher wurden hier angepflanzt. Die Anbaufläche beträgt 2,6 Millionen Hektar, eine durchschnittliche Jahresernte 17 Millionen Sack zu 60 Kilogramm.

Der Kaffee, sagt man, sei das größte Problem Brasiliens. Das ist eine Legende der Herren über das grüne Gold. Sie wird auch dadurch nicht glaubhafter, daß sie schon jahrelang die Runde durch die Welt macht. Kaffee wurde (wie Kakao) ein Überschußartikel. Auch in Brasilien liegen jedes Jahr einige Millionen Sack unverkäuflich in den Lagerhallen.

„Warum stellen sich die Plantagenbesitzer nicht auf den Anbau von Mehl und Reis, Bohnen und Getreide um?“, frage ich Senhor Galvanez. „36 Millionen Brasilianer hungern – in einer Stadt wie Rio sterben jeden Tag tausend Kinder. Kaffebohnen machen niemandem satt.“

„Würden Sie“, ist seine Gegenfrage, „Ihren Betrieb auf einen anderen Zweig umstellen, wenn die Regierung die Abnahme des Kaffees garantiert? Uns werden auch die schlechtesten Qualitäten abgenommen. Es ist das mühevollste Geschäft, das grüne Gold anzubauen.“ Zwei Milliarden Mark für unverkäufliche Ware erhielten die Kaffeelieferanten in den letzten Jahren. Die schlanken, braunhäutigen Kaffeemädchen haben einen Stundenlohn von nur 20 Pfennig.

„Ich sehe, wie sich viele Volksschichten in blinder Jagd nach persönlichen Vorteilen gegen die Gemeinschaft erheben. Ich erblicke überall um mich herum Skandale und Korruption. Ich sehe politische Günstlingswirtschaft und Gönnertum, die am Mark der Nation saugen. Im öffentlichen Leben wird kaum noch ein Unterschied gemacht zwischen dem Gehei-

liten und dem Lasterhaften. Der Mächtige kann sich alles erlauben, während der Schwächere keine Privilegien genießt“, empörte sich der ehemalige Staatspräsident Janio Quadros.

In Brasilien ist kaum etwas mit normalen Maßstäben zu messen. Es hat, pro Kopf der Bevölkerung gerechnet, mehr Milliardäre als die USA. Die Zahl der Millionäre ist höher als in der Bundesrepublik. Dann kommt eine riesige Lücke. Nur 25 v.H. der 75 Millionen Bewohner gehören zum Mittelstand, 36 Millionen hungern, und 70 v.H. sind Analphabeten.

Die Besitzer der Latifundien ernten auf ihren riesigen Plantagen Kaffee, Zucker, Mais, Getreide, Jute, Naturgummi, Feldfrüchte und Obst. Ihre Herrensitze liegen inmitten großer Parkanlagen. Neben Swimmingpools aus italienischem Marmor, Tennisplätzen, Reitstall, dem Privatflugzeug und eigenem schweren Wagen für jedes Familienmitglied haben sie hohe Bankkonten im Ausland. Jeder Reiche arrangiert sich mit den Steuerbeamten. Die Grundherren, Fabrikanten und Geschäftsleute betrügen den Staat jedes Jahr um mehrere Milliarden Mark an Steuerbeträgen. So ballt sich in Rio und São Paulo, auf den Farmen im Süden und Nordosten des Landes ein Reichtum, der fast beispiellos in der Welt ist... die Massen hungern.

Persien nazm bar nemi darad – Persien verträgt keine Reformen“. Das ist die Einstellung der „Tausend Familien“ – der Feudalherren. 75 v.H. der Iraner leben auf dem Lande, aber zwei Drittel des bebauten Bodens und 30000 Dörfer gehören den Großgrundbesitzern. Zwei Millionen Pächter und deren Familienangehörigen mußten für die Junker arbeiten. Die Entlohnung bestand in 20 v.H. der eingebrachten Früchte. Das sah am Jahresende so aus: 8 Milliarden DM Bruttoertrag für einige tausend Latifundienbesitzer, 2 Milliarden für die zwei Millionen Leibeigenen.

„Wer das Land bebaut, soll es auch besitzen“, heißt es im vor wenigen Jahren verabschiedeten Gesetz. Der Schah verkündete: „Jetzt ist die Feudalherrschaft beseitigt, Persiens Aufbruch aus dem Mittelalter beginnt. Wir wollen ein fortschrittliches Volk und ein Land der sozialen Gerechtigkeit mit freien Bauern vom Kaspischen Meer bis zum Persischen Golf.“

Die Wirklichkeit sieht – leider – anders aus. Der Schah hat die Herrschaft der „Tausend Familien“ nicht zu brechen vermocht. Noch schlimmer: Wer in Persien gegen Feudalherrschaft, Korruption – für eine soziale Erneuerung und eine echte Demokratie kämpft, wird zum Tode oder zu langjährigen Freiheitsstrafen verurteilt.

Wo es in der Welt Hunger, Armut, Analphabetentum gibt, wo der Reichtum einer kleinen Schicht geradezu sagenhaft und die Not der Massen unvorstellbar groß ist – da herrschen die Feudalherren.

Neue Bücher

Episoden, Episoden und kein Roman, das ist der nachhaltige Eindruck von Hermann Kants Buch „Die Aula“, ein Buch, mit dem sich ein Vertreter der jüngeren Generation in der DDR zu Wort meldet. Ohne Pathos, ohne große Gebärde, salopp und ungezwungen erzählt Kant große und kleine Ereignisse, Erinnerungen an die Zeit auf einer Arbeiter- und Bauernfakultät und zeigt so eine gesellschaftliche Situation, für die es kein sehr schönes, aber ein treffendes Wort gibt, die Bewußtseinslage. Das macht dieses deklarierte Buch als Roman für den Leser im westlichen Teil Deutschlands beachtenswert.

Kants Episoden-Roman wird aus einer ironischen Igel-Stellung heraus entwickelt. Eine gehörige Portion Selbstironie und Selbstkritik gegenüber dem eigenen manchmal blinden ideologischen Eifer, der bekanntlich nur schadet, geben Kants Erinnerungen an eine in Deutschland noch nicht dagewesene Studentzeit ohne Paukboden und Monatswechsel die nötige Würze. Der Spruchband-Kommunismus wird hier ohne Pomp beerdigt. Nur manchmal spuckt noch der engstirnige Stalinismus durch die Seiten: er „erschrak bis ins Herz bei Stalins Tod“. Sympathie für einen Massenmörder? Fast noch provozierender ist der Hinweis auf einen Studenten, „in dessen Kopf Ideen entdeckt“ wurden, „die gebrandmarkt werden mußten, idealistische, existentialistische, kosmopolitische Ideen“. Allerdings darf nicht verschwiegen werden, daß dies die einzigen Formulierungen sind auf immerhin vierhundert Seiten, die wir nicht akzeptieren können.

Wichtiger ist der Trick Kants aus der vorgespiegelten „Altersweisheit“ der inzwischen Erwachsenen, die Jahre des Anfangs auf der Schulbank zugleich auch als Jahre der politischen Einseitigkeit – vorsichtig formuliert selbstverständlich – zu beschreiben. Es wäre töricht, hier nun die teutonische Gretchenfrage zu stellen und zu fragen, ob Kant ein Kommunist ist. Was sollte er sonst sein? Aber dieser Kommunist Kant hat sich längst von jenen primitiven Denkschemen gelöst, die man drüben zum Dogma erhob. Das ist nicht zu übersehen. Im übrigen ist Kant ein Schriftsteller aus der ernst zu nehmenden Equipe von „drüben“, in dessen Buch sich das durchaus angemessene Selbstbewußtsein junger Menschen offenbart, die im anderen Teil Deutschlands groß geworden sind und ihren Fähigkeiten entsprechend wichtige Kommandostellen in diesem Staat, den es angeblich nicht gibt, übernommen haben, die sie ihrer Herkunft nach bei uns nie erreicht hätten. Und schließlich: Was haben wir diesem Bildungssystem der DDR entgegenzusetzen? Etwa die lächerliche Zahl von 3 v. H. Studenten aus Arbeiterkreisen in der Bundesrepublik?

Henri Mosnat ist ein heller Junge. Sein mit dem „Prix de l'enfant terrible“ ausgezeichnete Roman „Das süße Gift der Freiheit oder das liederliche Leben des Eduard M.“ ist die Geschichte eines jungen Abenteurers, der am Rande der bürgerlichen Gesellschaft vegetiert und kopfüber in allerlei gewagte Situationen gerät, ein moderner Simplicius, mit viel Glück bei den Frauen. Mosnats Roman verzichtet auf Tiefgang, die Ereignisse sind mit lockerer Hand aneinandergereiht, aber sein pfliffiges Schelmenbuch ist doch zu ungewöhnlich, um es als übliche Unterhaltungsware abzutun. Mosnats Beobachtungsgabe ist beachtlich,

die Grenze zwischen arm und reich kennt er genau. Der unbekümmerte Held taucht eines Tages im Hamburger Hafen auf, schuftet dort als Gelegenheitsarbeiter und stürzt bei einer Prügelei zwischen Ausländern und der Polizei ins eiskalte Wasser. In Stuttgart taucht er bei den Amis auf, wo er als Erfinder einer neuen Kehrmethode Flure reinigen darf. Doch da man ihm seine Annäherungsversuche bei einer hübschen Generalstochter verübelt, wechselt Eduard die Tapete. Es folgen die haarsträubenden Erlebnisse auf einem Bauernhof im Schwarzwald, die zu verraten, unfair wäre. Auf jeden Fall ein prächtiges Stromergarn! Anschließend wird es finster. In Frankreich wird ein Kumpel bei Demonstrationen der Gewerkschaften totgeschlagen, und Eduard muß als Wehrpflichtiger wider Willen am schmutzigen Algerienkrieg teilnehmen. Mit ausgeprägtem Zynismus wehrt er sich gegen eine Welt von Totschlägern und Sadisten in französischer Uniform. Die Attacke Mosnats gegenüber dem Krieg in Nordafrika ist kaum schärfer denkbar. Nach dem Tod eines Hurratrioten sinniert sein Held über die Rückführungskosten der Leiche, die pro Kilo dem Preis von Ochsenfleisch entsprechen. Erschütternd dagegen der Tod eines Zivilisten in Uniform, der wirkliche Größe aufbringt und zuletzt die Offiziere und Minister verflucht, die an seinem Tod allein die Schuld tragen. Der

Schluß ist versöhnlich gestimmt. Eduard kommt nach Frankreich zurück und ist schließlich wieder obenauf. Unkraut vergeht auch in Frankreich nicht!

Die fadenscheinige Welt des schnöden Scheins ist das Milieu Henry Jaegers. Da erweist eine Runde von Falschspielern einer „Dame“ die letzte Ehre mit geklauten Kränzen als letztem Gruß und einer Karte mit der Herzdame, die auf den Sarg flattert. Hart und unerbittlich! Oder eine Runde von kleinen Ganoven und Nichtstuern findet sich in einem Wohnwagen zusammen nach dem Motto „Hoch die Tassen!“, und eine Blondine widmet sich ihrer Negerkundschaft. Da taucht am Bahnhof eine alte, häßliche Bettlerin auf, die ein einziges Mal Glück hat und einen Hundertmarkschein bekommt. Da wird ein kleiner Ganove verhört, der lange ehrlich blieb, bis er nur noch ein einziges Mal einen Fischzug mitmachen wollte und prompt erwischt wurde. Eine fidele Haut klärt einen weniger erfahrenen Knastologen über die Abwechslung eines Transportes auf, bei dem auch die „Manschetten“ in Form von Handfesseln nicht stören. Die Frauengestalten Jaegers sind nicht immer überzeugend, daran scheiterte schon Schiller, der auch nur Schemen aufs Papier brachte. Zwar gelingt Jaeger mit dem als Amerikanerin auftretenden

illusionssüchtigen Mädchen noch eine gelungene Studie, aber mit dem Nuttchen, das einen naiven Unternehmersohn liebt, gerät er in die peinliche Nähe des schmalzig-verlogenen Kintopps, der uns seit Jahren mit ähnlichen Venustöchtern langweilt! Henry Jaeger weiß mit einem knappen realistischen Stil durchaus zu fesseln, und ihm gelingen exakte Beobachtungen aus der Halbwelt der kleinen Ganoven, Stromer und Nuttchen. Doch wenn es gilt, psychologisch zu differenzieren, genügt dieser objektive Stil nicht mehr. So bleibt Jaeger oft an der Oberfläche, ohne die Motive für das Scheitern überhaupt aufzugreifen, im Gegensatz zu einem Marek Hlasko, dessen Erzählungen „Alle hatten sich abgewandt“ mit Hilfe eines viel härteren Realismus zugleich auch künstlerisch mehr Tiefgang erreichen.

Horst Hartmann

Besprochene Bücher:

Hermann Kant „Die Aula“, Roman, Rütten & Loening Verlag, München
Henri Mosnat „Das süße Gift der Freiheit oder das liederliche Leben des Eduard M.“, Roman, Bechtle-Verlag München
Henry Jaeger „Jeden Tag Geburtstag“, Erzählungen, Rütten & Loening Verlag, München.

Rassenkrawalle und Rechtsradikalismus in den USA

Im September 1962 ging die vielbeachtete Meldung vom Aufstand weißer Studenten gegen die Einschreibung des Negers James Howard Meredith an der Staatsuniversität in Mississippi durch die Presse. Die Öffentlichkeit fragte sich mit Recht: Wie war das in einem demokratischen Staatswesen, das die Freiheit und Gleichheit aller Staatsbürger schützt, möglich?
James W. Silver, renommierter Geschichtswissenschaftler an der Staatsuniversität in Mississippi und Zeuge des Aufstands, beschreibt den Hintergrund der spektakulären Ereignisse in Jackson. Die beteiligten Organisationen, die Meinungen verschiedener Zeitungen, die Rechtsprechung und die allgemeine Diskussion werden exakt beschrieben, wobei die geschichtlichen und soziologischen Zusammenhänge deutlich werden, vor allem wird der soziale Hintergrund der Ereignisse scharf gezeichnet. Silver kommt zu dem Ergebnis, daß das Festhalten an falsch verstandenen Traditionen strikter Rassentrennung einen Zustand latenten Bürgerkriegs bewirkt hat, einen Konflikt, den die USA bis heute noch

nicht gelöst haben. Silver benutzt in diesem äußerst interessanten Dokument den Begriff der „geschlossenen Gesellschaft“, deren auffallendste Kennzeichnung die überholte Rassentrennung und die bewußte Unterdrückung der Neger sind.
In der von Peter H. Merkl und Otey M. Scruggs geschriebenen Studie werden besonders ausführlich die rechtsradikalen Umtriebe und das Auftauchen mehr oder weniger geheimnisvoller Organisationen der äußersten Rechten in den USA dargestellt, die in den letzten Jahren, vor allem nach den amerikanischen Präsidentschaftswahlen von 1964, die Welt aufhorchen ließen. In nüchternen Analysen wird bewiesen, daß durch die sogenannten Rassenkrawalle in New York, Rochester, Jersey City, Philadelphia und Los Angeles die innere Stabilität der größten Demokratie des Westens bedroht war. Der geschichtliche Überblick über die gesellschaftliche und wirtschaftliche Dynamik der Farbigenfrage, die Beschreibung der gegenwärtigen Bürgerrechtsbewegung und die konstruktiven Vorschläge zur Überwindung der



gettobedingten Entfremdung der Farbigen gehören zum Besten, was bisher über das amerikanische Rassenproblem erschienen ist.
Die um Objektivität bemühten, informativen Streitschriften zeigen überzeugend, daß Gewalttätigkeit, Willkür und Heimtücke der Verfechter der weißen Vorherrschaft deutliche Zeichen für die Schwäche der Segregation der Rassen und für den Anachronismus der geschlossenen Gesellschaft sind.
Diese wichtigen Beiträge zur Apartheid und zum Rechtsradikalismus amerikanischer Prägung werden sehr empfohlen; sie eignen sich auch vor allem gut für Gruppendiskussionen.
James W. Silver: Der Aufstand von Ole Miss. Zum Rassenkonflikt in Mississippi. Mit einem Vorwort von Ralf Dahrendorf. Aus dem Amerikanischen. München: Piper 1966. 238 S. Paperback. DM 12.80.
Peter H. Merkl und Otey M. Scruggs: Rassenfrage und Rechtsradikalismus in den USA. Berlin: Colloquium Verlag 1966. 175 S. Lw. DM 16,-; Studienausgabe DM 10,-.
Hugo Ernst Käufer

Als Otto noch klein war



Mila Kopp und Cordula Trantow in „Der zerbrochene Krug“

Zum Schluß: Der Jux vom Sterben

Mit der Frage „Wann krepier ich denn endlich?“ endete die letzte Premiere der 20. Ruhrfestspiele. Die Zuschauer, die sich bis dahin rechtschaffen und unbedenklich amüsiert hatten, waren einen Augenblick verduzt. Was ihnen längst hätte einfallen sollen, das kam ihnen jetzt möglicherweise in den Sinn: Daß es nämlich eine fatale Sache ist, wenn Überlebtes nicht sterben kann; gleichviel, ob es sich um Institutionen oder Menschen handelt.

Was im Leben qualvoll für die Betroffenen – sofern sie ihre Überständigkeit begreifen – und peinlich für die Umstehenden ist, macht Friedrich Dürrenmatt in seiner Komödie „Meteor“ bis zu jenem Schlußsatz hin zum Gaudi. Der nobelpreisgekrönte Stückeschreiber, der in konsequentem Zynismus Schlagzeilen mit dem Sterben macht, als seine Rolle ausgespielt ist, bereitet mit seinem Nichtsterbenkönnen dem Publikum blankes Vergnügen. Das bißchen Tiefsinn, das da als Alibi für Kritiker und Intellektuelle mitgeliefert wird, ficht kaum wen an. Man schmunzelt, wenn der alte Mann sich die wohlgewachsene Malersfrau ins Sterbett zitiert, man quietscht vor Vergnügen, wenn der Wiedererwachende sich aus den Trauerkränzen herauswühlt; niemand nimmt die Leichen derer tragisch, die dem Mann mit dem Sterbe-Gag „ins Sterben geraten“. Man kann denen keinen Vorwurf machen, die so reagierten, und man darf Hans Lietzau nicht deswegen tadeln, daß er der Katze die Schelle umhängte und als Schwank inszenierte, was Schwank sein will. Friedrich Dürrenmatt hat Theatererfahrung genug, um zu

wissen, wie dies und das auf der Bühne wirkt. Und wenn er Klamauk auf die Szene bringt – und das tut er reichlich –, dann darf man unterstellen, daß er einen Schwank schreiben wollte, denn im Schwank ist der Klamauk legitim. Und warum sollte in einer Zeit, in der die kommerzielle Auswertung von Massenmord und Perversion längst selbstverständlich ist, nicht ein Bühnenautor das Sterben zum Schwankvorwurf machen dürfen?

Das Hamburger Thalia-Theater bot den Jux vom Sterbenwollen in großer Besetzung: O. E. Hasse als Nobelpreisträger, Heidemarie Hatheyer als Klofrau, Eva Schuckardt als Malersfrau, Rolf Nagel als Kunstmaler, Heinz Klevenow als der große Muheim. Mag strittig sein, was in dem Stück ist, daß Rollen darin sind, ist unbestreitbar. Und da blieb keine Chance ungenutzt.

Am Lacherfolg gemessen, blieb die Lustspiel-Inszenierung der diesjährigen Festspiele erheblich hinter dem Sterbeschwank. Rudolf Noelte, der Kleists Einakter „Der zerbrochene Krug“ für die Ruhrfestspiele inszenierte, scheint sich an dem französischen Kupferstich, der den jungen Kleist in Bern zu seinem Lustspiel inspirierte, orientiert zu haben. So entstand auf der Bühne ein lebendiges Genrebild mit Wintertagatmosphäre. Um des Idylls willen nahm Rudolf Noelte alles Laute weg und mäßigte das Tempo. Dabei ging dann freilich die Härte der Kleistschen Diktion ebenso verloren wie deren spezifischer drängender Rhythmus. Und da die geräumige Halle, die

Jürgen Rose für das Huisumer Dorfgericht gebaut hatte, viel Schall schluckte, verstand man in den letzten Parkettreihen den Text nur bruchstückweise.

Hans Mahnke brachte für den Adam die runde Behäbigkeit und die Honoratioren-Wichtigkeit mit. Daß dieser Dorfrichter im schmuddeligen Talar ein Schwere-noter ist, der sein Amt zu nutzen und – sofern nicht gerade ein Gerichtsrat hinter ihm steht – sein Schäfchen zu scheeren weiß, konnte man immerhin ahnen. Dem revidierenden Gerichtsrat gab Paul Hartmann die nötige Distinktion; mit trockener Biedermannsmiene und gevatterlicher Schadenfreude half der Schreiber Licht Walter Bluhms den Sünder ins Garn zu treiben. Mila Kopp wäre vermutlich eine resolut für die Ehre ihrer Tochter keifende Frau Marthe gewesen, wenn ihr nicht die Regie auferlegt hätte, nur halblaut zu räsonieren.

*

Zwischen dem gedämpft-gemütlichen Lustspiel und dem als Komödie deklarierten Schwank stand das Gastspiel des Württembergischen Staatstheaters, das „Die Ermittlung“ von Peter Weiss, eingerichtet von Peter Palitzsch und Gerd Richter, darbot. Das Werk ist nach seiner Aufführung in Essen hier besprochen worden. Daß man es viermal in Recklinghausen brachte, darf als Zeichen des Bekenntnisses zu jener Mission des Theaters gewertet werden, die nicht ohne das Risiko des Ärgernisses zu erfüllen ist.

Cato

Das schöne Juliheft mit dem Bericht von der Verleihung des Kulturpreises an OTTO BURRMEISTER weckt eine 56 Jahre zurückliegende Erinnerung bei mir wach. So lange ist es nämlich her, daß die deutschen Gewerkschaften ihre ersten Sommerfestspiele veranstalteten. Wer im DGB weiß es heute, daß damals schon die Hamburger Zweigstelle der Generalkommission der Gewerkschaften die Spitzenorganisation der mit der SPD verbundenen Freien Gewerkschaften im Sommer 1910 drei Monate lang Theateraufführungen für ihre Mitglieder veranstaltete? Damals konnte – noch stärker als heute – die Bühne als Tribüne der Sozial- und Kulturbewegung wirken, von der in der Verleihungsurkunde an Burrmeister die Rede ist. Von der heutigen Gewerkschaftsjugend wird wohl kaum einer eine Vorstellung haben, welche Rolle gerade die Bühne als politische Anstalt genoß. Das viel Schlimmere, das später kam, verdeckt gewiß die muffige, arbeiterfeindliche Atmosphäre, die damals so charakteristisch für den deutschen Gesellschaftsstaat war.

Das gab den Hamburger Gewerkschaften den Antrieb zu diesen Sommerspielen. Es war ja die Epoche der naturalistischen, sozialkritischen Dichtung der Ibsen, Björnson, Wedekind, Sudermann und des jungen Gerhart Hauptmann. Sie hielten der Gesellschaft den Spiegel vor; das wirkte damals, wie heute etwa Bert Brecht und Dürrenmatt. Diese Stücke spielten wir – meistens junge Schauspieler – unter Leitung von Leopold Jessner, jeden Sommer bis zum Kriegsausbruch 1914.

Damals waren ja – und das war der Antrieb für die Gewerkschaften gewesen, die Sommerspiele zu veranstalten – Sozialdemokraten Menschen zweiter Klasse – sie waren von Beamtenstellungen ausgeschlossen; Studenten konnten nur geheim der SPD angehören, sonst wären sie von den Hochschulen relegiert worden. Bekanntlich hat Kaiser Wilhelm erst als es darauf ankam, die Jugend in den Krieg zu schicken, erklärt, er kenne keine Parteien mehr. Diese Situation also gab dem Theater diese Möglichkeit, im „farbigen Abglanz“ das Leben von damals anzuprangern. So faßte Jessner seine Aufgabe auf – und so erlebten wir es damals, Schauspieler und Zuschauer, die trotz der Sommerhitze dicht gedrängt im Versammlungssaal des Gewerkschaftshauses am Besenbinderhof saßen, auf dem die Bühne aufgeschlagen war. Ja, ich erinnere mich auch, welchen Beifallssturm damals die Schillerworte auslösten „Ja, eine Grenze hat Tyrannennacht“ – als wir als Teilnehmer an einer Wanderung der Gewerkschaftsjugend in der Lüneburger Heide von der Höhe des Wilseder Berges die Rütli-Szene spielten.

Ob wohl damals der kleine Hamburger Otto von Vater Burrmeister zu einer der Aufführungen mitgenommen wurde?

Bernhard Reichenbach (London)

junges forum 66

Sich entschuldigen zu müssen, meinte anscheinend ein Verantwortlicher des „jungen forum 66“ der Ruhrfestspiele, als er die Teilnehmer des Seminars mit Regisseuren der Ulmer Filmhochschule begrüßte: „Heute sind wir natürlich weniger als gestern abend beim Jazz-Workshop. Da waren doch immerhin 1700 Leute da.“ Sich im Glanz der großen Zahlen zu sonnen, ist immer schön.

Ein anderes Schlaglicht warf Hans Gertberg, NDR-Redakteur und Conférencier beim „Jazz-Workshop“, als er immer wieder seine Seitenhiebe auf die ganz jungen Jazz-Musiker, auf die neue Welle im Jazz, in Deutschland als „Free Jazz“ bekannt, verteilte. Er hatte etwas gegen sie. Ihm behagten die altbekannten Reken mehr. Es schien ihm ein Herzensanliegen, diese junge Kunst zu diffamieren. Für das dritte Schlaglicht sorgte Günter Stephan, DGB-Vorstandsmitglied, mit seiner zuweilen aggressiven, prononcierten Rede zur Eröffnung des „jungen forum“. Darin sagte er nicht nur einige böse Worte zum bundesrepublikanischen Kulturbetrieb, sondern auch einige Sätze zu dem, was „junges forum“ eigentlich soll: „Was bei uns fehlt, ist eben eine Startbahn, wo junge Künstler mit einem gleichfalls jungen Publikum konfrontiert werden... Das heißt... daß wir mit der Kunst der Gegenwart leben und uns mit ihr selbstverständlich auch auseinandersetzen wollen. Junge Künstler sollen aus ihrem Getto zu ihren Kontrahenten, zum Publikum, kommen... Wir wollen den jungen Künstlern hier im „jungen forum“ Startmöglichkeiten geben.“

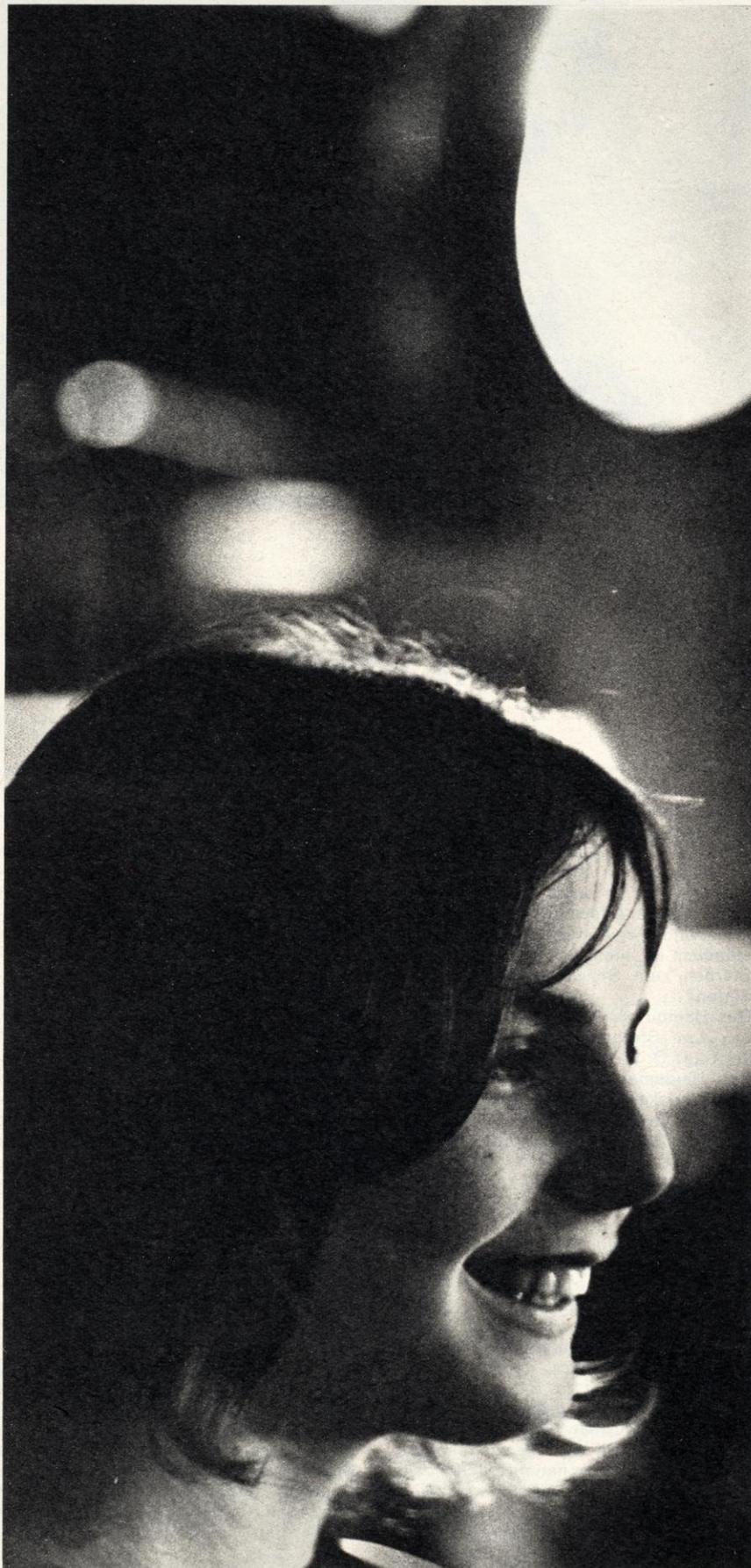
Im Grunde würde es genügen, aus diesen drei Schlaglichtern das Fazit zu ziehen. Es wäre absehbar, daß das Programm gar nicht so klar orientiert ist, wie es die programmatischen Thesen ausweisen. Doch soll versucht werden, dieses Dilemma an Hand von drei repräsentativen Veranstaltungen zu beschreiben und von da aus zu einem Resümee zu gelangen.

Neben den zahlreichen Übernahmen von Theatervorstellungen und Konzerten aus dem Programm der Ruhrfestspiele produziert das „junge forum“, seitdem es die 1948 gegründeten „Kulturtage der Gewerkschaftsjugend“ 1961 abgelöst hat, eine Reihe von Eigenveranstaltungen, sowohl als abendfüllende Programme als auch als einzelne, zum Teil sogar mehrere Tage dauernde Seminare.

Die erste Großveranstaltung und zugleich die wohl spektakulärste fand im Städtischen Saalbau statt. Ruhrfestspiele und WDR hatten unter dem Motto „7 Grad Ost – 173 Grad West“ – das sind die Koordinaten Recklinghausens – zu einem Abend mit Kabarett, Chanson und Folklore eingeladen. Die Besetzung war international, Osteuropa war vertreten, auch Top-Stars hatte man angeworben.

Und schon begann – vom Ruhrfestspiel-Emblem und dem Zeichen des „jungen forum“ und der Deutschen Gewerkschaftsjugend umrahmt – die große Show, angemacht, so daß sie den Meistern dieses Gewerbes das Wasser reichte. Das „Klaus-Doldinger-Quartett“ und das „Aladar-Pege-Quartett“ (Ungarn) sorgten für unverbindlich-belanglosen, traditionellen „Modern“-Jazz. Hanns Dieter Hüsch machte in Amusement, Ase Kleveland – eine junge norwegische Sängerin – fand nach zwei heimatlichen Titeln im Nu den Weg zu gebrauchsfertigem Konsum-Folklore. Das „Nowi-Quartett“ aus Polen übte sich in gekonntem, aber nicht überzeugendem Jazz-Scat-Gesang, und Esther und Abi Ofarim wärmten ihre Bestseller auf, wobei ein einigermaßen kritischer Zuhörer sich des so durch und durch auskalkulierten Arrangements wegen eines leicht-

Foto: Hans Rudolf



ten Empfindens der Peinlichkeit nicht zu erwehren wußte. Einen lohnenden Auftritt bot allenfalls die polnische Chansonette Ewa Demarczyk mit ihren melancholischen, bis in die Nuancen stimmigen Liedern.

Was sonst zu hören war, nun – das paßte in die Schublade Show-Geschäft, wetteiferte mit Fernseh-Maßstäben und trug eher zur Verdummung als zur Konfrontation mit engagierter künstlerischer Aussage bei. Bis auf einige Minuten.

Als sich nämlich der einzige Mitwirkende in blauem Pullover und Blue Jeans, auch wenn sie frisch gewaschen waren, auf einen Stuhl abstürzt, Gitarrenakkorde anschlägt und seine bänkelledhaften Moritäten singt. Von den Schmuttelkindern und jenen, die in der Oberstadt leben. Von den „guten alten Zeiten“. Von dem Gagarbeiter Tonio, der „zog in die Ferne ins Paradies – das liegt irgendwo bei Herne“. Das war Franz-Josef Degenhardt, der plötzlich das Publikum mit den kleinen Dingen des Alltags schockierte und es dahin verwies, wohin diese Abend hätte zielen sollen – ins künstlerische Engagement.

Aber das paßte nicht hinein in diese Monstreshow, den bis in die letzte Beleuchtungsnuance kalkulierten, dem Amusement verpflichtenden Unterhaltungsbetrieb.

Beim zweiten Großereignis erging es dem erwartungsvollen Zuhörer nicht anders. 1700 also waren in die Vestlandhalle geströmt, mit dabei zu sein, wenn beim „Jazz-Workshop“ des NDR und der Ruhrfestspiele einmal im Jahr die bestdotierte Band der deutschen Jazz-Szene spielte. Wenn 18 Musiker aus 7 Nationen das präsentierten, was sie in drei, vier Tagen in der „Werkstatt“ sich erarbeitet haben.

Gewiß, gegenüber den vorhergehenden Ruhrfestspiel-Workshops brachte dieses Konzert einen unübersehbaren Fortschritt. Während die letzten Workshops in ihrer von Hans Koller verursachten geradezu schon sterilen, überakademisierten Perfektion nur noch von einigen großartigen Solisten – im letzten Jahr der Geiger Stuff Smith – gerettet werden konnten, begegnete man diesmal nur einem Solisten der herrlich swingenden Band. Bandleader Bill Smith, Klarinettist aus den USA und gleichzeitig Direktor des amerikanischen Studios für elektronische Musik in Rom, hatte seine Band in guten Schuß gebracht und ihr wieder das Quentchen Vitalität zurückgewonnen, das sie bei aller Akkuratess der Einsätze zur echten Jazzband machte.

Nur eines hatte er nicht vermocht – die Zeit dieses jazzigen Großunternehmens ein wenig vorzustellen, Anschluß zu finden an unsere heutige Zeit. Man blieb dabei – man spielte wie vor zehn Jahren. Und NDR-Conférencier Hans Gertberg sorgte in seiner bekannt seicht-belanglosen Art des Kommentierens für die ideologische Untermauerung des Anachronismus, den man hier Jahr für Jahr dem „jungen forum“ verkauft.

Nur einmal wagte Bill Smith in einem Quintett den Ausblick in unsere Zeit. „Explorations“ hatte er sein Stück genannt. Man traute seinen Ohren kaum, plötzlich bizarre Klangfiguren. Doch dann die ernüchternde Antwort: was gegenwärtig schien, wurde zurückgenommen in das konventionelle Gewand und erschien fast schon nur noch als kleiner, netter Gag.

Bei solcher Kritik am Jazz-Workshop geht es gar nicht darum, für ein „up to date“ um jeden Preis zu plädieren. Aber daß nicht bloßes Gaudi fabriziert wird, sondern echte Auseinandersetzung mit den Problemen unserer Zeit, der jetzigen Tage, sollte man von einer Veranstaltung

...alle Scheiben im Schrank?

des „jungen forum“ erwarten können. Vielleicht wäre es auch gar nicht übel gewesen, wenn Hans Gertberg demnächst als Pflichtlektüre verordnet bekommt, was in der Eröffnung gesagt wird. Nämlich das, was Günter Stephan über die Offenheit des „jungen forum“ für die jungen Künstler sagte. Dann hätten sich die unqualifizierten Seitenhiebe auf die jungen Künstler des Jazz von selbst verboten.

Nun ist es aber an der Zeit, den beiden Misere das positive Beispiel gegenüberzustellen. Irgendwo fiel einmal das Wort vom „Mut zur kleineren Zahl“, das als geheimes Leitmotiv über dem diesjährigen Programm stünde. Man wolle weg von der Show zur intensiven Form der Arbeit in Seminaren und Diskussionen.

Für eines der wertvollsten Programme dieser Art sorgte Dieter Schmidt mit „Gedreht – geschnitten – gelobt – kritisiert“. Junge Filmregisseure von der Abteilung Film der Hochschule für Gestaltung in Ulm diskutierten mit jungen Leuten. Fünf Filme wurden gezeigt, die erstaunliches Niveau und Können aufwiesen.

Was aber besonders interessant an diesem Treffen war, lag in der unterschiedlichen Beurteilung, die Wirklichkeit im Film zu fassen. Es zeigte sich nämlich sehr deutlich, daß die Ulmer einen Trend gemeinsam haben, Wirklichkeit abzufilmen, um sie zur Diskussion zu stellen. Sie unterscheiden sich allerdings darin, inwieweit sie nun nur Information, inwieweit sie Stellungnahme geben.

Brian Wood beleuchtet in „Zur Sache Fleisch“ einen Schlachthof von allen möglichen Perspektiven aus. Peter Schubert macht eine Reportage über eine deutsch-amerikanische Freundschaftswoche: Neutrale Bilder, im letzten Teil jedoch unvermerkt ein Kommentar mit einer Nuance Kritik. Die Objektivität ist durchbrochen. An ihre Stelle tritt ein klares Engagement.

Am deutlichsten wurde das in Lotar Sprees Beat-Film „Entweder man kommt ganz groß raus – Beat im Ruhrgebiet“, der im Oktober vom Fernsehen gezeigt wird. Hier weist der Regisseur auf die Verknüpfung von Musik und Geschäft beispielsweise hin. Nur ist dieser Hinweis, wie es scheint, nicht deutlich genug. Denn die Verpackung weicht ihn zu angenehm auf.

Nicht nur daß sich die einzelnen Filme anzuschauen lohnten, gerade in den Diskussionen wurde fruchtbar gearbeitet. Und so zeigt sich hier, allein hier, ein gangbarer Weg des „jungen forum“. Am Schluß seines Referates versprach Günter Stephan: „Wir wollen versuchen, mit allen Mitteln zu verhindern, daß wir eine Kulturinstitution werden, wir haben schon zu viele.“

Das ist ein Versuch, der in diesem Jahr noch recht zwiespältig in Angriff genommen wurde. Noch setzte der große Rummel des Kulturbetriebs die spektakulären Akzente. Noch blühte der „Mut zur kleineren Zahl“ im Verborgenen. Aber daß er vorhanden ist, läßt für die Zukunft hoffen. Nur müßte man sich daran machen, das Programm sehr viel genauer zu überlegen, sich eindeutig der Forderung einer jungen, engagierten Kunst unterzuordnen. Erst dann hat so etwas wie das „junge forum“ Berechtigung. Dann erst wird es erreichen, was Günter Stephan als seine Aufgabe formulierte: „den Jugendlichen Kulturbewußtsein zu vermitteln, indem wir sie anleiten, ‚bewußt‘ zu lesen und ‚bewußt‘ zu sehen.“

Daß Musik eng mit den gesellschaftlichen Verhältnissen zusammenhänge, ist oft behauptet worden. Beatles und Rolling Stones werden den Arbeitervierteln Liverpools zugeordnet, die großen Opern den repräsentationsbedürftigen Bürgern, Schönberg und Strawinsky den Intellektuellen. Doch sind das alles bloße Behauptungen, die leicht zu widerlegen sind, denn die Beatles werden von vielen Intellektuellen geschätzt, während Arbeiterkinder, die eine gute musikalische Ausbildung genossen haben, sich für Strawinsky begeistern.

Zweifellos sind musikalische Erscheinungen und Geistesströmungen eng miteinander verbunden, und diese stehen in Beziehung zu gesellschaftlichen Gruppierungen, aber wie diese Zusammenhänge im einzelnen aussehen, das ist bisher in der westlichen Welt nur oberflächlich untersucht worden. Ernsthafter setzen sich Theoretiker des Ostblocks mit dieser Frage auseinander, und so kommt es dort ja denn auch oft zu Maßregelungen der von der sozialistischen Kulturauffassung abweichenden Musiker. Es kann darum durchaus auch den Gesellschaftskundler interessieren, welche Musik auf sowjetischen Platten erscheint.

Sowjetische Musik auf deutschen Platten

Eurodisc bringt seit kurzer Zeit Originalaufnahmen aus der UdSSR auf den Markt. Und wenn diese Auswahl – was anscheinend zutrifft – repräsentativ ist, so kann man daraus Schlußfolgerungen ziehen. Kompositionen des 19. Jahrhunderts beherrschen – wie bei uns – eindeutig das Angebot. Interessant ist allerdings besonders, was an moderner anspruchsvoller Musik erscheint. Hier herrschen eindeutig die russischen Komponisten vor. Eine besondere Rolle spielt dabei Dimitri Schostakowitsch. Dieser schon früh erfolgreiche Meister begann 1928 als 22jähriger, sich mit den Kompositionsprinzipien von Hindemith, Strawinsky und Schönberg vertraut zu machen, und wurde prompt von der Partei als „formalistisch“, als „bürgerlich-dekadent“ angeprangert. Schostakowitsch – ein überzeugter Kommunist – bekehrte sich daraufhin wirklich und ernsthaft zur Parteilinie. Das erste Werk, das diese Bekehrung zeigt, ist seine 5. Sinfonie.

Diese 5. Sinfonie in d-Moll wird von der Moskauer Staatlichen Philharmonie unter Kondraschin auf der Eurodisc-LP S 73627 KK vorgeführt. Sie zeigt einen Schostakowitsch, der sich ernsthaft auf russische Traditionen besonnen hat, auf den programmatischen Musikstil Tschaikowskys. So hat diese Sinfonie auch ein Programm: „Das Werden der Persönlichkeit“. Die Auffassung von der Musik als einer Kunstgattung, die Seelisches hörbar machen könne und die sich in der Form an Beethovens Sinfonien anlehnen müsse, zeigt Schostakowitsch als Traditionalisten. Wie er jedoch auch Momente moderner thematischer Gestaltung in die herkömmliche tonale Harmonik und die traditionelle Form bruchlos einschmilzt, darin erweist sich, daß er keine Verbeugung vor der Parteilinie macht, sondern selbst im Innersten überzeugt ist von der gesellschaftlichen Notwendigkeit einer traditionsbezogenen Musik. Das scheint auch für seinen Interpreten, den Dirigenten Kyrill Kondraschin, zu gelten, der die beeindruckende Ausdruckskraft dieser großen Sinfonie ebenso zum Tragen bringt wie die eingeflochtenen „modernen“ Schärpen des

Klangs. – Der Erfolg dieser Sinfonie bei den Moskauer Offiziellen des Kulturlebens zeugt freilich dafür, daß die Kommunisten im Bereiche der Kunst ihre sozial-revolutionären Prinzipien keineswegs wahrhaben wollen, sondern bürgerliche Traditionalisten sind.

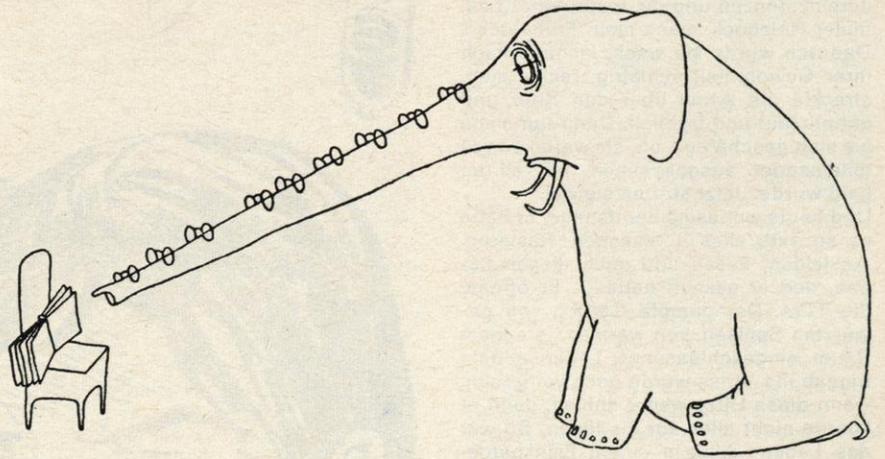
So stehen denn in dem sowjetischen Plattenangebot der Moderne neben Russen nur noch die Franzosen mit ihrer gemäßigt-revolutionären Musik. Auf der Eurodisc-LP „Französische Musik aus dem 20. Jahrhundert“ (S 74075 KK) sind kleinere Werke von vier Meistern gesammelt, die bewußt ihre Kompositionen auf der Grenze zwischen Anspruch und Unterhaltung hielten.

Francis Poulenc, der mit „Zwei Märsche und ein Intermedium“ vertreten ist, gleitet dabei stellenweise allzu deutlich ins Triviale ab. Anders Eric Satie, der geistige Anreger der Gruppe der „Six“: Seine „Drei Stücke nach ‚Gargantua und Pantagruel‘“ sind bei aller eingängigen Leichtigkeit doch in hohem Maße kunstvoll aus miteinander versponnenen Melo-

Jazz aus New York

Ein interessantes Phänomen gesellschaftlichen Lebens ist die Geschichte des Jazz. Wahrscheinlich wäre diese Musik noch heute nur eine folkloristische Erscheinung und auf den Süden der Vereinigten Staaten beschränkt, hätte nicht in den ersten drei Jahrzehnten unseres Jahrhunderts in der ganzen westlichen Welt ein Bedürfnis nach Protest bestanden, Protest gegen die bürgerliche Lebens- und Kulturwelt. Als ein solcher Protest wurde die Weise verstanden, in der die Jazzmusiker die melodiosen Schlager behandelten. Weil sie sie rhythmisch verzerrten und zerhackten, glaubten die Zuhörer, sie wollten die „schöne Melodie“ vernichten. Darum waren es auch fast ausschließlich weiße Musiker, die den Jazz aus seiner Stammheimat exportierten, denn den Schwarzen war die neue Musik Lebenselement und nicht Protest.

Ein historisches Dokument solcher früher Jazzmusik der Weißen bietet die Riverside-LP „New York Jazz Scene 1917–1920“ (RM 8801) aus der Serie „Clas-



siestückchen gebildet. Jacques Iberts sinfonische Suite „Paris“ wiederum ist eine Folge lebendigster musikalischer Bilder, voller funkelnder Ironie, besonders im 4. Satz, wenn er eine Tanzcafé-Szene schildert. Wo seine raffiniert instrumentierte Musik trivial wird, geschieht es mit voller Absicht, aus Sarkasmus. Die anspruchsvollsten der auf dieser LP zusammengestellten Werke sind die „Fünf Sinfonien für kleines Orchester“ von Darius Milhaud. Abgesehen von der ersten, die überwiegend impressionistischen Charakter hat, sind sie kennzeichnend für die polytonale Kompositionsweise Milhauds. Durch die herbe Instrumentierung wird das Stimmengewirr ungemein durchsichtig, und die kurzböigen Themen machen das Werk auch für weniger musikalisch Gebildete leicht verständlich. Es scheint, daß die Eingängigkeit dieser Werke auch nach dem Geschmack der Moskauer Kulturrichter ist, wenn sie auch vielleicht die ironisch-satirischen Nuancen, die alle vier Komponisten dem Leichtverständlichen oder Herkömmlichen begeben, nicht ganz so mitvollziehen können wie wir, denen die „bürgerliche“ Kunst des 19. Jahrhunderts verdächtig erscheint. Gennadi Roshdestwensky, der die kammermusikalischen Werke brillant dirigiert, durchschaut das ironische Spiel jedoch vollkommen und läßt es unplastisch werden.

sic Jazz Masters“. Wirkliche Meister sind die Musiker aus vier Bands allerdings nur zum kleineren Teil. Ja, in den Bearbeitungen der Tagesschlager liegt das – angeblich – Jazzmäßige sogar nur in den Ragtime-Rhythmen des Banjos und den Quiekönen der Klarinette. Die Melodien werden unaufhörlich wiederholt – ohne Variation, ohne Solopart. Aber gerade hierin wird deutlich, wie diese Musik verstanden wurde: als ein musikalischer Spaß, verbunden mit vitaler Rhythmik. Dem entsprach ja auch die Aufführungspraxis: Die Bands spielten zur Schau, die Musiker machten die sonderbarsten Verrenkungen und Späße beim Spielen. Aber dennoch hat etwa die Hälfte der zwölf Titel dieser LP eindeutig Jazzcharakter. Man lehnt sich an die „Original Dixieland Jazz Band“ an und kommt so zu den polyphonen Gebilden des Oldtime Jazz. Und die vier Titel der „Louisiana Five“ verraten sogar eine gewisse Eigenständigkeit, besonders in Ton und Spielweise des Klarinettenisten „Yellow“ Nunez. Für den, der sich mit Jazzgeschichte befaßt oder mit musikalisch-gesellschaftlichen Erscheinungsformen, ist diese LP interessant, für den bloßen Jazzfreund – nicht.

Herzlichst Euer Meggs

Die Hitzewelle

Erzählung von Pearl S. Buck

Wieder stand ein heißer Tag bevor. Wäre er nur nicht so früh aufgestanden! Aber ihm war es so heiß – die ganze schwüle Nacht hatte er kein Auge zugetan. Die Hitze dauerte schon so lange, daß es an seinen Nerven zerrte – neun Tage und neun Nächte. Mattie jedoch schlief unbeeindruckt. Ob heiß oder kalt – sie schlief. Hätte er sie sich an seiner Seite wenigstens herumwerfen und stöhnen hören: „Ist es nicht schrecklich, Hansie?“, dann wäre es eher auszuhalten. Aber sie schlief, gleichgültig, was los war.

„Wie manche Leute schlafen können!“ brummte er. Aber sie hörte ihn nicht, sondern schnob weiter ein und aus, ein und aus. „Als ob man mit 'ner Lokomotive schlief“, meinte er und sah verdrießlich auf die offenstehende Badezimmertür. „Soll ich mich jetzt waschen? Ich weiß nicht –“ überlegte er. Er könnte sich aufrufen, erst den Laden aufräumen und sich dann vor dem Frühstück waschen. Wüsche er sich jetzt, wäre es nur Zeitvergeudung. Gewöhnlich sprang er wie aus der Pistole geschossen aus dem Bett, ins Badezimmer hinein und wieder heraus, ehe Mattie noch ein Auge geöffnet hatte. Naß und tröpfelnd pflegte er hereinzutanzten und ihr zuzurufen: „Los, fauler Holzbock, mach mein Frühstück.“ Dadurch wurde sie wach, lächelte nach ihrer Gewohnheit schläfrig, reckte sich, streckte die Arme über den Kopf und gähnte laut und fröhlich. Dann tummelte sie sich geschäftig – oh, sie waren so gut miteinander ausgekommen, bis es so heiß wurde. Jetzt stritten sie viel.

Und heute war es heißer denn je. Er hatte es so satt, alles – Waschen, Rasieren, Ankleiden, Essen und auch diesen Laden, den er gekauft hatte... Er öffnete die Türe. Der dumpfe Geruch von gewürzten Speisen, von warmen, in engem Raum eingeschlossenen Lebensmitteln umgab ihn. Alles würde noch verderben, wenn diese Hitze weiter anhält, denn er konnte nicht alles auf Eis legen. So war das Leben: Alles in einem Feinkostgeschäft anlegen, alles hübsch herrichten, und dann kam in dem ersten Sommer eine solche Hitze!

Eigentlich hatte er gar kein Feinkostgeschäft gewollt. Als Mama starb und ihm seine Fünftausend hinterließ, wußte er nicht, was tun – aber Mattie war sehr für ein Feinkostgeschäft gewesen, weil ihr Großvater eins gehabt hatte und sie es nicht vergessen konnte, was für ein nettes und sicheres Unternehmen das gewesen war, denn die Menschen mußten ja schließlich essen. Er hätte lieber eine gutgehende Bar mit Ausschank von Bier und alkoholfreien Getränken erworben, aber sie hatte gemeint, sie könne nicht in einer Bar bedienen. „Hansie, wie sähe das aus... aber ein Feinkostgeschäft, da hätte ich nichts dagegen. Feine Leute kommen in ein Feinkostgeschäft, und ich könnte wirklich gut mithelfen.“

Ja, und was hatte sie mitgeholfen? Seit Beginn der Hitzewelle war sie kaum in den Laden gekommen, und er konnte nicht ein einziges Mal im Monat zum Volkskonzert ins Stadion gehen, das nur fünf Häuserblocks weiter lag; jeden Tag las er in der Zeitung über die Konzerte und die Programme. Sorgfältig buchstabierte er sich immer durch die langen Namen. In Wirklichkeit konnte er kein Musikstück vom anderen unterscheiden, auch nicht dem Namen nach, aber er saß gerne nachts im Freien unter den Sternen, um den Mond wie einen großen gelben Kürbis über den hohen Häusern aufgehen zu sehen, zuzuhören und an etwas anderes zu denken als an Schinkenscheiben und Kartoffelsalat. Wegen des ein-

zigen Konzerts, das er in diesem Sommer besuchte, hatte es einen richtigen Kampf mit Mat gegeben, weil diese keine Lust zeigte, den Laden drei Stunden lang zu bedienen. „Ich habe heute auch den Tag über genug geschafft“, hatte sie geschmollt, „wenn du die Wäsche heut' gesehen hättest – und außerdem geht's mir in diesem Sommer nicht gut, wo ich das Baby erwarte und dazu diese Hitze!“ Oh, er hatte das Baby bald satt, noch ehe

es geboren war. Sie benutzte es als Entschuldigung für alles, was ihr nicht paßte. Lieber Himmel, seine Mutter hatte jeden Sommer ein Baby bekommen, und niemand hatte sich etwas daraus gemacht – sie selbst am wenigsten. Aber Mattie war eben eine Art Modepuppe mit schwarzem, wuscheligem Haar und großen schwarzen Augen, aber die Wimpern waren unecht. Zum ersten Male hatte er erfahren, daß Mädchen unechte Wim-

pern tragen konnten. Nach der Verheiratung verlangte er, daß sie damit aufhörte. Die Folge war ein Ehezwist gewesen, doch er hätte sich nicht aufzuregen brauchen, denn bald hatte sie sich ohnehin nicht mehr gepflegt und kümmerte sich, nachdem sie ihn gekapert hatte, nicht mehr um ihr Aussehen, sondern sagte immer: „Das macht das Baby Hansie.“ Ach, er hätte – er richtete sich hastig auf und schrubbte heftig an einem Ladentisch herum. Schließlich konnte er nicht sein eigenes Kind verfluchen, noch ehe es geboren war. Was für ein Reinfaktor konnte eine Ehe sein!

Früher hatte er ihr immer gesagt, ihr Mund sei wie eine rote Rose – es machte ihn ganz krank, wenn er sich daran erinnerte, was er ihr alles gesagt hatte. Jetzt kümmerte sie sich nicht mehr um ihr Äußeres. „Kannst du dich nicht ordentlich anziehen?“ schrie er sie an. „Wem hab ich's denn zu verdanken, daß ich so aussehe – würde mich sehr interessieren“, belöbelte sie zurück.

Die ganze Hitze und Übelkeit stieg in ihm hoch und brach aus ihm heraus. Wieder und wieder brüllte er sie an: „Halt's Maul, halt's Maul – halt's Maul!“ Ihr weiches, rundes Gesicht veränderte sich vor Überraschung, und sie starrte ihn an, als sei er verrückt geworden. Dann stürzte sie, in wildes Geheul ausbrechend, davon.

Der Morgen verging. Die Sonne flutete zur Türe herein, ein ovaler Flecken glühender Hitze auf dem Boden. Er mußte eine Markise kaufen, sonst konnte er nichts mehr im Schaufenster aufstellen. Die Türe ging auf. Er erblickte Mats mürrisches Gesicht. „Frühstück“, rief sie kalt. Sie hatte sich die Haare nicht gebürstet – wahrscheinlich nicht mal das Gesicht gewaschen.

„Brauch keins“, erwiderte er, „es ist zu heiß zum Essen.“ Die Türe schlug wieder zu. Feine Art, den Tag zu beginnen! Es wurde auch weiterhin nicht besser. Zwei Frauen kamen im Laufe des Vormittags, eine kaufte sechs Eier, die andere ein Viertelpfund Butter. Das war alles. Er war in dem toten Laden eingeschlossen. Zwecklos, wieder hinauszugehen, dachte er und ließ die Stunden verstreichen.

Gegen Mittag verschwand die Sonne, aber es wurde nicht kühler. Der Himmel lastete bleiern, dick und heiß, wie eine schwere Wolldecke. Der Laden machte den Eindruck einer ungelüfteten Tasche, die Würste rochen unangenehm, der Käse stank. Er wollte den Laden verkaufen, er wollte... er könnte alles tun. Es war eine dreckige Stadt, er könnte fortziehen, irgendwohin.

Hinter ihm ging die Türe auf, Mat kam herein und ging an ihm vorbei. Sie war herausgeputzt in ihrem grünen Kleid und Hut und dem weißen Zubehör. „Ich gehe zu Roselles“, sagte sie kurz angebunden. „Dein Mittagessen steht auf dem Tisch.“

„Schön“, erwiderte er ebenso kurz. Ihr Mund war jetzt knallrot gemalt und das schwarze Haar sorgfältig gewellt, wo es an der einen Seite unter dem grünen Hut hervorquoll. „Hoffentlich regnet es nicht, bevor ich zurückkomme“, meinte sie besorgt, ohne ihn anzusehen. „Das Kleid würde es nicht vertragen... Wiedersehen!“ Sie trippelte munter die Straße hinunter, und er sah ihr gegen seinen Willen nach. Von hinten würde man nicht denken, daß etwas nicht stimmte. Sie hatte Stil, wenn sie gut angezogen war, er schätzte das. Aber heute war es ihm



Amor als Computer

Illustrationen: Hannliese Martin

ständig. Er spürte einen Regentropfen auf seinem Gesicht – und es fing an zu regnen, aber es erhob sich kein Wind und kühlte sich nicht ab. Sogar der Regen kam warm herunter, ein spärlicher, lauwärmer Schauer.
Er ging jetzt erst mal essen. Und sollte es den ganzen Nachmittag regnen und Mat fortbleiben – er wollte schlafen. Niemand würde bei Regen in den Laden kommen, und Mat dürfte wohl erst spät zu-

rückkehren. Sie und ihre Schwester gingen wahrscheinlich ins Kino. Er war völlig erschöpft, die feuchte Hitze hatte ihn schwindlig gemacht, er wollte nur eine Kleinigkeit essen, dann in die Badewanne mit kaltem Wasser steigen und sich aufs Bett werfen. Nach dem Mittagsschlaf wollte er dann weiter über den Verkauf des Ladens nachdenken, denn er konnte es nicht mehr aushalten – nicht einen Tag länger.

Aber als er aufwachte, hatte er so tief geschlafen, daß er kaum wußte, wo er war. Wieviel Uhr war es? Jedenfalls nicht Nacht, denn blasses Dämmerlicht drang mild durch die Fenster. Aber etwas war mit ihm geschehen. Sein Körper fühlte sich unbeschwert und erleichtert, sogar seine Knochen waren ausgeruht, seine Haut war trocken. Er atmete tief ein. Oh, wie war ihm kühl! Irgendwo mußte ein Gewitter niedergegangen sein – er vermochte kaum an die Kühle zu glauben. Leise ging die Türe einen Spalt auf, und Mat steckte den Kopf herein, lächelnd und übermütig. „Großer, langer Faulpelz“, rief sie, „ich bin schon längst wieder da – der Laden war voller Leute, und ich habe das Abendessen gemacht. Mein Herz, du hast den ganzen Tag nichts gegessen! Ich habe dir ein großartiges Essen gemacht – alles, was du gern hast, Beefsteak, Bratkartoffeln und Mais, dazu eine Süßspeise. Und es ist so kühl geworden, daß du essen und essen kannst.“

Er sprang auf und schrie ihr zu: „Du, ich bin derartig hungrig, daß ich dich aufessen könnte, Mat – du gefällst mir prima!“

Sie quiekte etwas aus angeblicher Furcht und lief weg. Macht nichts – er würde sie einfangen und tüchtig umarmen, eine Ewigkeit hatte er sie nicht geküßt, vielleicht ein paar Tage lang, seit es so heiß gewesen war. Er war ohnehin ausgehungert. Er fing an, sich anzuziehen. Nun, ausnahmsweise, weil es so kühl war, wollte er eine Krawatte umbinden. Mats rote Lieblingskrawatte, und ein frisches blaues Hemd anziehen. Sie hatte Blau gern, weil es zu seinen Augen paßte und Rot zu seinen Haaren, sagte sie. Ein häßlicher Bursche war er nicht – so stürmte er, heißhungrig brüllend, hinunter. „Laß mich nur nicht vor dem Abendessen in den Laden, nicht wahr, mein Süßes? Ich würde alles aufessen!“ Am späten Abend und nach starkem Andrang im Geschäft saß er mit Mat draußen auf der kühlen Straße. Der Himmel war schwarz und voller Sterne. Er hockte auf der Milchbox, hatte aber für Mat den Klappstuhl herausgebracht. Sie war fabelhaft zu ihm gewesen. Ins Kino war sie nicht gegangen, sondern während des Regens zurückgekommen, Gott weiß warum, hatte ihn schlafend gefunden und entdeckt, daß er sein Mittagessen nicht angerührt hatte, worauf sie den restlichen Nachmittag im Laden geblieben war und eine Menge verkauft hatte. Nun lag Mat zurückgelehnt im Klappstuhl und summte leise. Im matten Licht der Straßenlaternen sah sie so hübsch aus, das Haar lag lockig um ihr Gesicht, ihre Lippen waren rot und voll – wie eine große Rose war ihr Mund. Er beugte sich über sie und gab ihr einen Kuß. Ach, er freute sich auch über das Kleine, und sie würde wieder so hübsch wie vorher aussehen, wenn es vorbei wäre. „Du bist eine tolle Frau“, flüsterte er plötzlich, „ich bin so verrückt nach dir wie nur je.“

„Mir geht's genauso“, lachte sie und schlug ihm scherzhaft auf die Wange.

So saßen sie in der Kühle und betrachteten die Vorbeigehenden. Während einer kurzen Verkehrsstille lauschte er angestrengt. Hörte er nicht leise Musik? Nein, nicht ganz, nicht ganz, dennoch, er wußte, daß sie da war. Die Musik tönte weiter. Jede Nacht, jeden Sommer würde sie klingen, und er würde noch viel gute Musik im Leben hören.

Du bist min,
dich bin din,
du bist beslozen
in minem Herzen,
verloren ist das Slüzzelin...
Kennen Sie, nicht wahr. Unbekannter Liedersänger des 11. Jahrhunderts. Bevor er das Schlüsselein verlieren konnte, mußte er es erst haben. Das kostete ihn nicht wenig Anstrengung und ging keineswegs im Handumdrehen. Hat aber Spaß gemacht.

Und macht – ehrlich gesagt – heute noch Spaß. Wenn es heute auch schneller geht mit dem Sichsuchen, Sichwerben, Sichfinden, so sind doch die Spielregeln im wesentlichen dieselben geblieben. Denn ob er es ihr mit einem artigen Minneliedlein sagt oder mit Hilfe einer Schallplatte, mittels eines duftenden Briefleins oder gebührenpflichtig durchs Telefon, unter zartem Erröten oder mit atomarem Understatement, der Unterschied ist nicht weltbewegend. Es gibt nichts Neues unter der Sonne, auch nicht unter dem Mond, der auch unter russischem und amerikanischem Raketenbeschuß seine Kompetenz als Gestirn der Liebenden nicht eingebüßt hat. Bis jetzt jedenfalls noch nicht. Doch die entscheidende Wendung bahnt sich schon an, und da sie mit kommerziellem Gewinn verbunden ist, wird sie sich wohl auch durchsetzen.

474 Jahre nach der Entdeckung Amerikas, welche bekanntlich auf einem Irrtum beruhte, entdeckte ein Amerikaner, daß der Mensch mit den althergebrachten Methoden des Liebeswerbens nur seine Zeit verplempert. Warum so mühsam, fragte sich der Harvard Student Jeff Tarr und ersetzte den Liebesbrief kurzerhand durch eine Lochkarte der Liebe. Amor als Computer verschießt seine Pfeile nicht länger ins Ungewisse, sondern schließt auf elektronischem Weg die Partner kurz. Der Funke springt mit wissenschaftlicher Exaktheit über. Das zeitraubende Umwerben, das nervtötende Warten darauf, umworben zu werden, diese ganze erotische Pfadfinderei mit höchst ungewissem Ausgang ist überflüssig wie ein Kropf. Operation Match, zu deutsch Operation Partner, hält für jeden Romeo eine vorprogrammierte Julia bereit. Und umgekehrt selbstverständlich. Man füllt einen kleinen Fragebogen aus, zahlt 3 Dollar, und in Sekundenschnelle spuckt das Elektronengehirn die Namen von fünf Jungen oder Mädchen aus, die a) in der gleichen Gegend wohnen, b) die gleichen Interessen haben und c) geneigt sind, sich mit dem anderen Geschlecht in ein Rendezvous einzulassen.

Keine komplizierten Annäherungsversuche mehr, hineinschlüpfen und sich wohl fühlen! Der elektronische Amor macht's möglich! Zwingt Schüchternheit raus und Liebe rein.

Die kuppelnde Rechenröhre hat bereits eine halbe Million Amerikaner kostenpflichtig mit Flirtpartnern versorgt. An über 500 US-Universitäten unterhält das lukrative Matchunternehmen bereits Filialen. Selbstverständlich gibt es eine eigene Zeitung heraus. Eigenes Reisebüro sowie Matchkreditkarten sind in Vorbereitung. Die Installation einer oder mehrerer Liebespipelines nach Europa ist lediglich eine Frage der Zeit.

Du bist min,
ich bin din,
Löchlein im Liebeskartelin,
Gefunden ist das Slüzzelin...

Gerd Angermann



Reisefilme

Über Jean-Luc Godard und andere Filmregisseure der 60er Jahre

Reisefilme, Folklore, Sentiment und Abenteuer. Sie sind nach dem gleichen Baukastensystem gebastelt. Austauschbar, stereotyp. Hunderte gibt es davon. Am Ende wirft man ihre Geschichten durcheinander.

Reisefilme müssen so nicht sein. Unverwechselbar und intelligent können sie sein. Wie die drei Filme, die wir vorstellen wollen: „Das große Rennen“ von Blake Edwards, dem Amerikaner, sowie „Die tollen Abenteuer des Monsieur L.“ und „11 Uhr nachts“ von Philippe de Broca und Jean-Luc Godard, den beiden jungen Regisseuren von der französischen Neuen Welle. Zwar hält sich nur „11 Uhr nachts“ formal immer auf der Höhe seiner Idee. Aber das, was an den beiden anderen Filmen gelungen ist, ist interessant genug, davon zu sprechen.

Reisen – das ist der Anlaß für Aktion, Ortswechsel und Zeit, die verfließt. Schon immer war das so. Die drei erfinden nichts Neues dazu – sie übernehmen Vorgegebenes. Aber sie übernehmen es nicht kritiklos. Diverse Filme des Genres haben sie studiert und in Einzelteile zerlegt, mit denen sie parodistisch jonglieren. Das ist nicht einfach ein Spaß unter Eingeweihten, sondern der Versuch, den Film der Bewegung, den action-film, von seiner ideologischen Drapierung und seinen Klischees frei zu machen. Nichts soll es geben, was von dem perfekten Mechanismus der Bewegungen ablenkt, kein Gag soll aufgesetzt wirken, sondern folgerichtig von innen heraus entwickelt sein. Howard Hawks gilt bis heute als Meister des schlackenlosen action-film. Die Regisseure der Neuen Welle haben Hawks Filme als Kritiker gerühmt – längst ehe sie selber Filme machten. Nicht vom gewagten literarischen Thema her wollten sie den französischen Film erneuern, sondern vor allem von der Kameraeinstellung, von der Bewegung, vom fotografischen Rhythmus. Hawks war einer ihrer Vorbilder. Sein bester Film, „Leoparden küßt man nicht“, kommt in diesen Tagen mit 28-jähriger Verspätung in unsere Kinos.

Über den Anlaß des Reisens hinaus verbindet die neuen Filme Godards, de Brocas und Edwards der gemeinsame Versuch, den Comic-strip, die gezeichneten Groschenhefte mit den Sprechblasen, zu verarbeiten. Wer kennt sie nicht, die Hefte mit ihrer vereinfachten und stark kontrastierenden Typisierung, ihrem Spiel mit der Phantasie?

Es ist eine Tendenz, die jetzt weite Bereiche der Malerei und des Films bestimmt. Der Comic-strip gehört zu den Elementen, mit denen die Pop-art spielt. Und in Pop-Manier wiederum hat Federico Fellini seinen neuen Film „Julia und die Geister“ arrangiert. Ein ästhetisches Vergnügen, in dem Fellini mit den Gestalten und Schemen des Unterbewußtseins und der Psychoanalyse ebenso respektlos und befreiend umspringt, wie Richard Lester in „Hi-Hi-Hilfe“ mit den Beatles – auch Lesters Film, wir haben über ihn berichtet, ist stark pop-inspiriert. Für Fellini bedeutet „Julia“ eine noch konsequenter vollzogene Hinwendung zum Ornament als „8½“. Doch das nur am Rande. Es ist kein Reisefilm.

Vielen Amerikanern ersetzt der Comic-strip das Buch. Edwards hat seinen überlangen Film ganz als komischen Comic-strip-Bilderbogen angelegt. Zwei Fliegen wollte er mit einer Klappe schlagen. Stupide und inhumane US-Lebensphilosophie mit bevorzugten US-Erzählmitteln hinterlistig in Frage stellen und gleichzeitig aus der dankbaren Comic-



Aus „Die tollen Abenteuer des Monsieur L.“

strip-Vorlage einen reinblütigen action-film erstellen.

Um eine Wette geht's, vordergründig darum, wer im Automobil am schnellsten die Erde umfährt. Die beiden Rivalen: Tony Curtis, vom Zahnpasta-Reklamelächeln bis zu den Stiefeln ganz in Weiß. Und Jack Lemmon, schwarz bis hinauf zu den Schnurrbartspitzen, in allem das Gegenteil von Curtis. Sterne blitzen aus Curtis' Augen. Er ist der smarte Publikumsliebhaber, der seine Chancen kennt und alles kriegt, was er haben will. Lemmon, sein Widerpart, macht in einem Haus, das dem Gespensterzeichner Charles Addams zur Ehre gereichte, geniale Erfindungen, die in der Praxis kläglich scheitern. Gegen Curtis kommt er nicht an. Trotzdem versucht er's immer wieder.

Zunächst scheint klar, daß die Sympathie des Films dem Weißen auf der Sonnenseite der Gesellschaft gehört. Doch der Zuschauer kann sich auf dieser Sonnenseite nicht einrichten. Denn schon kommt alles in Bewegung, und kleine Tricks – Übertreibungen und Wiederholungen – ergeben eine totale Sinnänderung. Curtis, den wir eben noch bewundert haben, wird als lächerlicher Operettenheld demaskiert, als Fetisch, als seelenloser Automat, der seelenlose US-Wunschträume vom Überleben des Tüchtigeren aktiviert. Und Finsterling Lemmon, in dem wir eben noch die Marionette Luzifers mutmaßten, entpuppt sich als Mensch aus Fleisch und Blut und seine Widersprüchlichkeit als Protest des Individuellen gegen das

Gleichmachende. Lemmons äußerliche Niederlagen werden zu inneren Triumpfen über das Banale umfunktioniert. Die ersten beiden Drittel des Films sind Edwards zu hinreißenden Kontrastbildern von hintergründiger satirischer Brillanz geronnen. Das Zeitmaß stimmt, die Gagen sind folgerichtig aus der Aktion entwickelt. Warum Edwards dann im letzten Drittel die ironische Distanz zum Stoff aufgibt, warum er in Tortenschlachten und Gefühlseligkeit abrutscht, dafür scheint die Erklärung am plausibelsten: daß der Produzent ein paar Wörtchen zu viel mitgeredet hat. „Der rosarote Panther“ und „Schuß im Dunkel“, Edwards vorangegangene Komödien, waren Verdienste sprechen auf ein Meisterwerk. Auch dieser neue Film ist letztlich nur eine dunkelgraue Komödie geworden. Die schwarze Edwards-Komödie steht noch aus.

Die tollen Abenteuer des Monsieur L. ist kein schlechter Film. Aber von allen de-Broca-Filmen ist er der schlechteste. Wie kommt das? Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zurückgehen zu seinen Anfängen als Spielfilmregisseur, die mit den Anfängen der Neuen Welle ungefähr zusammenfallen. Jean-Pierre Cassel war der Held seiner ersten Filme – „Liebesspiele“ und „Liebhaber für fünf Tage“ gehörten dazu. Cassel galt er als charmanter und scheinbar traumhaft sicheren Tänzer auf dem Seil des angenehmen Lebens präsentiert. Und dann ist er in die Distanz gerückt und hat gezeigt, daß der Seiltänzer nicht oben blieb, weil er ein Glückspilz war, sondern weil er mit Sicherheitsnetz arbeitete. Dieses Sicherheitsnetz waren die alltäglichen Kompromisse, die ihn längst die innere Freiheit gekostet hatten. Es waren die Augenblicke der Wahrheit, die die fast schwerelose Poesie der frühen de-Broca-Filme um eine ganze Dimension reicher machten.

Dann wechselte de Broca den Akteur. Cassel war als Typ ungeformt gewesen, als der Regisseur mit ihm zu arbeiten begann. Der Neue, Jean-Paul Belmondo, hatte bereits Namen und Image. Er war der rauhe Bursche, der sich in handfeste Abenteuer verstrickte. De Broca machte nun Kino der Aktion. Belmondo lief und lief und lief. Aber auch hier verstand de Broca, die fiktiven mit realistischen Elementen zu mixen. Seit Godards „Außer Atem“ war Belmondo nicht eigentlich ein richtiger Abenteuerer, sondern eher der junge Außenseiter einer großbürgerlichen französischen Gesellschaft, der nachzuahmen versucht, was er den Helden in den harten amerikanischen Thrillern, Humphrey Bogart vor allem, abguckt hat.

In „Abenteuer in Rio“, dem zweiten Film mit Belmondo, vollzog de Broca diesen Bruch zwischen Vorbild und Nachahmung noch deutlicher. Er drehte einen Reißer, der zugleich eine kritische Untersuchung der Filme dieses Genres war. Das gelang ihm, indem er die herkömmlichen Pointen ins Absurde umkippen ließ, indem er das Erfundene so stilisierte, daß es lächerlich wurde. Er zeigte exotisches Kino-Südamerika und durchsetzte es mit authentisch wirkenden Aufnahmen aus Paris und der jungen Stadt Brasilien. So entlarvte er die nur scheinbar realistische Ideologie der Reißer, weil er ihre Künstlichkeit noch massierte und sie dann mit Ausschnitten der Wirklichkeit konfrontierte. Diese Konfrontation fehlt in dem neuen de-Broca-Film ganz. Wieder ist Belmondo der Held. Ein steinreicher junger Mann,

Wider den Muffel

Wer kennt und verabscheut ihn nicht: den Zeitgenossen ohne Stilempfinden, den Mann mit dem nackten Hals, den Krawattenmuffel. Nicht nur der heimischen Krawattenindustrie ist er ein Ärgernis, sondern jedem anständigen Deutschen. Ahnt man doch, daß solche Muffelei Ausdruck einer Geisteshaltung ist. Wer krawattenmuffelt, dem ist alles zuzutrauen. Der schaltet auch den Fernseher ab, wenn die Fußballweltmeisterschaft übertragen wird!

Unser tiefempfundener Dank gebührt daher den Herrn des deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes, die nicht länger tatenlos zusehen wollen, wie uns das Schnitzel im Halse steckenbleibt, wenn wir eines solchen Individuums am Nebentisch ansichtig werden. Wie der Drudenfuß auf der Schwelle den Bösen bannt, so soll künftig ein „Verkehrsschild für korrekte Kleidung“ den Schlipslosen von den gepflegten Oasen deutscher Gastlichkeit fernhalten. Das Schild zeigt einen ertappten Muffel, der schreckensbleich mit beiden Händen die Blöße an seinem Hals zu verdecken sucht. „Ich darf hier nicht hinein“, steht über der gelungenen Abbildung. Und darunter: „Krawattenmuffel haben leider keinen Zutritt“. Natürlich: leider. Der Gastronomverband ist erfüllt von den Idealen der Humanität. Man möchte keinesfalls in den Geruch der Intoleranz kommen. Juden hatten einfach keinen Zutritt. Da war von „leider“ nicht die Rede. Auch Hunde vor Fleischerläden müssen nicht „leider“, sondern einfach so draußen bleiben. Das ist ein feiner aber entscheidender Unterschied, den man nicht übersehen sollte. Zudem deutet dieses „leider“ die Möglichkeit an, daß aus dem Muffel doch noch ein anständiger Mensch werde. Dem Willigen weist das Schild den rechten Weg aus seinem Muffelsumpf empor zu reinem Menschentum: er führt direkt in den nächsten Krawattenladen. So einfach ist das, wenn man nur will.

Dem chronischen, dem unverbesslichen Muffel aber geschieht ganz recht, wenn er draußen vor der Tür bleiben muß. Ja, man sollte noch einen Schritt weitergehen und ihn zwingen, ein Schild zu tragen mit der Aufschrift: „Ich bin ein Krawattenmuffel“. Das würde es ihm unmöglich machen, seine Schamlosigkeit etwa hinter einem hochgeschlagenen Mantelkragen oder unter einem dicken Schal zu verstecken. In Einzelfällen wären auch Schilder angebracht: „Ich rieche aus dem Mund“ oder „Ich rede mit Gammlern“ oder „Ich erzähle Witze über den Herrn Bundespräsidenten“. Die mutige Aktion des deutschen Hotel- und Gaststättenverbandes wird hoffentlich als Initialzündung wirken. Das „Verkehrsschild für korrekte Kleidung“ sollte nicht nur den Hotels vorbehalten bleiben, nein, auch öffentliche Bedürfnisanstalten, Einzelhandelsgeschäfte, öffentliche Bäder, Ausstellungen, Bahnhöfe, Rathäuser, kurzum alle allgemein zugänglichen Gebäude sollten Sperren gegen den Muffel errichten. Wie sagte neulich der Herr Bundeskanzler in einer seiner vielbeachteten Reden? „Wir sind wieder wer.“ Aber doch nicht ohne Krawatte, bitte!

Als nächste könnte man sich dann alle Subjekte vorknöpfen, die durch das Tragen kurzer Unterhosen im Winter nicht nur unsere Volkswirtschaft schwer schädigen, sondern sicher auch an Taximorden und ähnlichen Scheußlichkeiten schuldig sind. Selbstverständlich müßte man das vorher noch untersuchen.

Gerd Angermann



Jeanne Moreau und George Hamilton in „Viva Maria“

Herbert Linders intelligenter und fast erschöpfender Aufsatz in „Filmkritik“ 3/1966 kann diesen Zugang wesentlich erleichtern.

Bei aller essayistischen Übung vernachlässigt Godard die Story nicht. Er liebt das Kino der Aktionen, der Abenteuer. Als Kritiker hat er es gefeiert.

Als Regisseur befreit er es von der Patina, die es an vielen Stellen angesetzt hat, macht es frisch und blühend, dabei gleichzeitig übersichtlich, gibt Einsicht in seinen Mechanismus.

Und bei aller Essayistik ist der Film stark autobiografisch. Ferdinand tötet Marianne, als er ihre Untreue bemerkt, und nimmt sich dann das Leben. Marianne wird von Anna Karina gespielt, der Hauptdarstellerin vieler Godard-Filme. Sie war mit Godard verheiratet. Er hat sie berühmt gemacht. Sie hat sich von ihm scheiden lassen. Godard, der ein Romantiker ist, verwandelte seinen Schmerz über die Trennung in einen Film, in dem der Mann sich tötet, nachdem er seine ungetreue Geliebte getötet hat. Mit diesem Film, so bescheinigte ein namhafter Kritiker, habe Godard der Anna seine Todesanzeige geschickt.

Weniger ein Reisefilm als ein Film, der zeigt, wie einem hochbegabten Regisseur eine große Reise nicht bekommen ist: „Viva Maria“ von Louis Malle. Malle hat sich zuviel vorgenommen. Er wollte eine Art Hollywood-Abenteuer-Opus drehen und gleichzeitig die Parodie von diesem Opus.

Außerdem noch hat er die Superlativen gehäuft. Brigitte Bardot und Jeanne

Moreau erstmalig in einem Film! Dreharbeiten nicht zu Hause, sondern überm großen Teich, in Mexiko. Geldgeber aus Hollywood. Massenszenen. Schlachtengetümmel. Malle hat verschiedene Filme in diesem Film realisiert und die Klammer nicht gefunden, um diese einzelnen Filme – den blasphemischen, den handfest-abenteuerlichen, den lyrischen und den ironischen – zusammenzuhalten. Es hat Ärger gegeben mit Gregor von Rezzori, dem Schriftsteller und Gelegenheitschauspieler. Rezzori war für eine kleine Hauptrolle engagiert worden mit der Auflage, über die Dreharbeiten ein Tagebuch zu publizieren. Er hat geschrieben, er hat kritisch geschrieben. Zu kritisch, für Malles Geschmack. Die beiden Spezies sind, wie man hört, darüber auseinandergeraten. Ob Malle Rezzori in seinen Filmen nicht mehr beschäftigen wird? Es wäre ein Verlust für seine Filme. Denn in „Viva Maria“ hat Rezzori die schönsten Szenen. Ebenso wie in „Privatleben“, einem älteren Film von Louis Malle, der jetzt wieder in unsere Kinos kam. Malle rückt hier dem Mythos Brigitte Bardots zu Leibe. Dabei gelingt, wozu ihm in „Viva Maria“ der Atem fehlt, die Lyrik mit der Ironie, die Schönheit mit der Distanz zu verschmelzen. Wer Gelegenheit hat, „Privatleben“ zu sehen, sollte nicht vorbeigehen. Es ist einer der schönsten und interessantesten Filme aus Frankreich. Übrigens: Das Filmtagebuch zu „Viva Maria“ ist bei Rowohlt unter dem Titel „Die Toten auf ihre Plätze“ erschienen. Sehr lesenswert.

Hans Plück

lich
riun
rt. D
in C
lde
illan
Gag
emg
stz
Sto
ch
dafi
ster
en z
Pan
ard
Ver
die
nkel
ben
noch
r L
von
ech
rage
her
gis
uen
ean
sten
ber
hat
um
des
Jnd
ha
ben
ern
ie
nen
ere
die
ast
ca
ner
ur.
en,
en
o,
ar
te
te
de
le
er
ch
er
il-
-
n
a
d
e
s
21

Das Finale versöhnte

Zwei gleichwertige Mannschaften, von denen nur eine gewinnen konnte / Von Willy B. Wange

England ist für vier Jahre Fußball-Weltmeister. Deutschland scheiterte in einem dramatischen Finale knapper an der Mannschaft des Gastgebers, als es das 4:2 für England ausdrückt. Die deutsche Mannschaft führte in „der guten Stube des englischen Fußballsports“ 6 Minuten 1:0. Und die deutsche Elf schlug dem Gastgeber, der schon nach dem Goldpokal greifen wollte, in der Schlussminute noch einmal die Trophäe aus der Hand, als Wolfgang Weber Englands Führung ausglich. Zweimal mußten Englands Spieler und Millionen britischer Fans um den so sicher geglaubten Titel zittern. Wenn auch am Ende Sieg und Pokal bei den Engländern blieben: In Wembley standen zwei gleichwertige Teams im Endspiel, von denen nur eines, das glücklichere, gewinnen konnte.

Es war das dramatische Finale einer Weltmeisterschaft, die zwar nicht arm an Dramatik gewesen war, bei der aber sportliche und spielerische Höhepunkte lange Zeit Mangelware blieben. Eine Reihe großartig begonnener Spiele, wie etwa die zwischen Deutschland und Argentinien, zwischen England und Argentinien oder zwischen Deutschland und Uruguay wurden durch Unfairneß verdorben; wurden buchstäblich durch Szenen, die mit Sport nichts zu tun hatten, gemeuchelt.

Darum darf man beiden Mannschaften, der englischen wie der deutschen, nicht genug Dank sagen, daß sie den Ruf dieses Turniers gerettet haben.

Nicht jede Weltmeisterschaft erlebte solchen Höhepunkt als Abschluß. Nur zu oft hat es in der Sportgeschichte „vorweggenommene Endspiele“ gegeben. So war das Endspiel in Schweden vor acht Jahren nur der Triumph einer Mannschaft, der Brasilianer. Das Spiel war zwar eine Demonstration herrlicher Fußballkunst, aber es war zu einseitig. Vier Jahre später in Chile waren die Tschechen zwar ins Endspiel vorgestoßen, aber ein begeisterndes Finale gegen Brasilien gab es nicht.

Das letzte Endspiel voller Dramatik, voll begeisternden Fußballs war das Endspiel 1954 von Bern. Fast scheint es, als garantiere eine deutsche Nationalmannschaft im Endspiel eine Vorstellung voller Spannung, voll Schwung.

Ohne Härte

Diesmal hat die deutsche Mannschaft im Mutterland des Fußballsports sich die Achtung des sachverständigen englischen Publikums und die Anerkennung der gesamten Sportwelt erspielt.

Diese Anerkennung hat sich die Mannschaft Spiel um Spiel erkämpfen müssen. Sie flog ihr nicht etwa spontan zu, als sie ihren alten „Angstgegner“, die Schweiz, durch ein 5:0 deklassierte, wie kaum je zuvor. Selbst als die Elf gegen Argentinien, in dem viele den kommenden Weltmeister gesehen hatten, ein 0:0 ertrotzte und sich von den Provokationen der Südamerikaner nicht zu Revancheaktionen verlocken ließ, schrieb man weiterhin recht unfreundlich über die deutschen Gäste in den englischen Zeitungen. Der Mannschaft ging - nicht ganz unverdient - der Ruf voraus, mit einer Härte zu spielen, die an die Grenzen des Erlaubten streife. Auch im Sport ist es schwer, alte Vorurteile abzubauen. Die deutsche Elf hat es während dieses Turniers mit bewundernswertem Gleichmut versucht - und am Ende erreicht.

Als man am Ende der Gruppenspiele eine Zwischenbilanz zog, da überraschte weniger die Tatsache, daß die deutsche



Elf Gruppensieger vor den Argentinern geworden war, weil sie auch die Spanier mit 2:1 ausgeschaltet hatte; weit mehr durfte für viele die Tatsache als Sensation gewertet werden, daß die Deutschen die fairste Mannschaft des Turniers stellten, gegen die man die wenigsten Fouls Freistöße verhängen mußte, die keinen Elfmeter hinzunehmen brauchte, von der kein Spieler des Platzes verwiesen wurde und bei der nur ein Spieler - groteskerweise auch noch der falsche - verwart wurde.

Es gab zwar noch immer Unbelehrbare, die ihre alte Leier herunterbeteten. Und selbst, als Deutschland Uruguay und die Sowjet-Union mit 4:0 und mit 2:1 ausgeschaltet hatte, schrieb man davon, die Deutschen seien ins Endspiel „gestolpert“.

So suggerierte man dem englischen Publikum - und wohl auch den Spielern - geradezu, die deutsche Mannschaft sei nicht ernst zu nehmen. Man erwartete in

London für die Gastgeber einen Spaziergang, der vom Anpfiff ohne Komplikationen geradewegs zur Loge der Königin führen werde, wo man den Cup nur noch abzuholen gedachte.

Man verschätzte sich dabei nicht allein in der Bewertung der Erfolge, die auf dem deutschen Weg bis nach Wembley lagen. Erfolge, die nicht zuletzt schon in Stockholm begonnen hatten, als Uwe Seeler gegen die Schweden den Weg nach England mit seinem Tor freigeschossen hatte. Erfolge, bei denen Mannschaften auf der Strecke blieben, die international einen hervorragenden Ruf genießen: Schweden, Argentinien, Spanien, Uruguay und die Sowjet-Union. Man vergaß zu bedenken, welche große Mannschaften sozusagen abseits vom Wege der deutschen Elf gestrauchelt waren: Italien, Portugal, Ungarn - um nur die prominentesten zu nennen.

Und man vergaß, sich offen einzugestehen, daß die englische Mannschaft sozu-

sagen im Sonderzug nach Wembley gefahren war. Man hatte sie in der Termingestaltung bis an die Grenze der Unsportlichkeit bevorzugt. Während Frankreich beispielsweise in den Gruppenspielen nur einen spielfreien Tag zwischen zwei Spielen hatte, taten es die Engländer nicht unter drei bis vier freien Tagen! England spielte alle sechs Spiele in London, sämtlich in Wembley. Als man der Auslosung nach hätte in Liverpool spielen müssen, warf man den Spielplan um, wobei man so ganz nebenbei noch einen zusätzlichen spielfreien Tag einhandelte. Das alles übersah man, als man die eigenen Chancen und die des Gegners im Endspiel einschätzte.

Darum war das 1:0 der deutschen Mannschaft durch Haller nach einer guten Viertelstunde ein böses Erwachen für die Erfinder des Fußballsports. Was Deutschland noch nie in Wembley gelungen war, gegen die Engländer die Führung zu er-



zielen, diesmal war es Wirklichkeit geworden.

Erstaunt fragte sich das von einer nicht gerade sehr fairen Presse belagene Publikum, ob das da unten jene Mannschaft von Nichtskönnern, ideenloser Fußballhauheine war, von denen man ihm nun wochenlang erzählt hatte...

Dabei waren es nicht „the Germans“, die da unten foulten und protestierten, wenn dies wirklich einmal der Fall war. Es waren Ball und vor allem Stiles, der kleine, giftige englische Abwehrspieler, der schon in anderen Spielen unangenehm aufgefallen war.

Als dann Englands Ausgleichstreffer die Perspektiven wieder geradezurücken schien, da kam noch immer nicht das, was – nach Ansicht englischer Experten – hätte kommen müssen. Der Zusammenbruch der deutschen Elf fiel aus. Sowohl psychisch, denn der Kampfgeist war sowohl nach dem 1:1 wie auch nach dem späteren 1:2 ungebrochen; wie auch physisch, denn die deutschen Profis gingen das unerhörte Tempo ihrer englischen „Kollegen“ prächtig mit.

Ehrlicher Beifall

Und da begriff man, daß dort unten nicht ein Lehrmeister gegen einen Schüler, der nur in dieses Spiel „gestolpert“ war, spielte, sondern ein Gegner, wie ihn Englands Mannschaft lange nicht mehr in Wembley empfangen hatte.

Nun wehten nicht nur die deutschen Fahnen, nun mischte sich in die „Uwe-Uwe“-Rufe auch der ehrliche Beifall des englischen Publikums. Und die Gesänge, wie sie in englischen Stadien bei großen Spielen üblich sind, feierten schließlich nicht allein die eigene Elf, sondern das Spiel zweier Mannschaften, die zeigten, daß auch moderner Fußball schön sein kann, daß auch das Spiel zweier nicht immer bedingungslos fightender Teams begeistern kann.

Das Fußballspiel hat seine Regeln über mehr als 100 Jahre erstaunlich konservativ erhalten. Dennoch hat das Spiel selbst manche Wandlung erfahren. Sicherlich hat dieses Weltturnier, nicht zuletzt aber das Spiel zwischen England und Deutschland, wieder eine neue Ära eingeleitet. Die große Zeit des südamerikanischen Fußballs ist vorbei. Nicht nur, weil Chile, Brasilien, Uruguay und Argentinien vorzeitig ausschieden; nicht allein, weil die Argentinier und die Uruguayer sich als Fußball-Rowdys erwiesen. Nein, weil die Legende zerstört wurde, daß moderner, aus der Abwehr heraus gespielter Fußball der Tod dieses Spiels sein müsse. Wenn man diese Variante so großartig beherrscht, wie es die beiden Mannschaften des Endspiels dieser Weltmeisterschaft taten, dann wendet sich der Fußballfreund sicherlich weniger mit Grausen, als bei einem mißverständenen Offensivfußball, bei dem um jeden Preis gestürmt wird, selbst wenn man dabei den Gegner, der sich einem in den Weg stellt, umwalzen muß.

Dabei haben gerade in England zwei Mannschaften gezeigt, daß auch der offensiv gespielte Fußball noch nicht tot ist – und verdienten Beifall findet. Aber die Tatsache, daß es ausgerechnet eine Mannschaft war, die gerade erst in den Kreis der großen Fußballnationen eintrat, muß nachdenklich machen. Es waren die kleinen Nordkoreaner, von allen als Außenseiter belächelt, bis sie den zweifachen Weltmeister Italien und die hocheingeschätzten Chilener nach Hause geschickt hatten, die mit den Portugiesen ein Fußballfeuerwerk abbrannten. Auf völ-

2:2 in der 90. Spielminute

lig andere Art als im Endspiel wurden Beifallsstürme entfesselt. Die Asiaten stürmten, was das Zeug hielt, schossen gegen die Portugiesen 3 Tore, ehe diese überhaupt nur zur Besinnung kamen. Hätten die Portugiesen nicht den großen Ausnahmespieler dieses Turniers, Eusebio, in ihren Reihen gehabt, die Sensation wäre perfekt gewesen.

Aber dieser Eusebio, der die Nachfolge „König Peles“, des großartigen Brasilia-

ners, antrat, schoß gleich vier Tore hintereinander gegen jene Pantherkatze namens Li Chan Myung, die zuvor die Stürmer aus der Sowjet-Union, Chile und Italien zur Verzweiflung gebracht hatte. Und hier erwies sich, daß der offensive Fußball, so schön er auch sein mag, für den ganz großen Erfolg nicht mehr reicht. Erfreulich, daß sich hier in England aber auch zeigte, daß mit „Riegel“, „Mauer“ und ähnlich einseitigen, einfallslosen

Verteidigungstaktiken gleichfalls kein Blumentopf zu ernten ist. Ein Goldpokal im Kampf der besten Mannschaften der Welt schon gar nicht.

Schon darum waren die Mannschaften von England und Deutschland die gegebenen Partner eines modernen Endspiels. Und daß die Engländer gewannen, die Deutschen aber trotz der Niederlage des Beifalls der Kenner wie auch der übrigen Zuschauer sicher sein konnten, beweist, daß hier eine neue Ära begonnen hat.

Man wird für lange Zeit so spielen – oder es zumindest versuchen – wie diese beiden Mannschaften. Man wird sich dabei aber auch klar sein müssen, daß das ein athletischer Fußball ist, den in ähnlicher Vollendung nur Mannschaften spielen können, die nicht nur Spezialisten sind. Allroundspielern, die sowohl in der Abwehr zuverlässig sind als auch im Sturm ihren Mann stehen, gehört die Fußballzukunft. Dazu braucht es aber eine Kondition, die beinahe sagenhaft ist. Eine Kondition, wie dieser Weber, der sowohl zum Schrecken der englischen Stürmer als auch zum Alpdruck von Torhüter Banks wurde, dem er in der 90. Minute den Ausgleich ins Netz zauberte, der die sieggewohnten englischen Profis zu Überstunden zwang.

Eine Kondition, wie dieser Cohen, der gerade noch einem Held den Ball vom Fuß stahl, ehe er zum Torschuß ansetzen konnte, um in der gleichen Minute Torwart Tilkowski zu einer großen Parade zu zwingen.

Das Finale von Wembley war – hoffentlich – das Ende einer Legende. Der Legende vom rauhen, ungehobelten deutschen Krafftfußballer. Und dieses Finale war zugleich der Beginn einer Ära eines modernen Fußballspiels, bei dem wieder Angriff und Abwehr gleichermaßen wichtig sind. – Ein Spiel, das zwei gleichwertige Mannschaften in Wembley zur Begeisterung von 100 000 Zuschauern im Stadion und sicher auch von 400 Millionen an den Bildschirmen in aller Welt zelebrierten.

Der Portugiese Eusebio schoß in England die meisten Tore (9)



Fotos: Pfeil/Müller/Schirner

Die Friedensbombe

Es ist nicht immer leicht, einen Krieg anzuzetteln, aber es ist oft noch schwerer, Frieden zu schließen. Das müssen wir ja am besten wissen. Allerdings scheint es, als habe man nun ein Mittel gefunden, Frieden zu schließen, ein rechtes Zaubermittel. Und zwar waren es wieder die erfinderischen Amerikaner, die dieses Mittel gefunden haben. Es heißt Eskalation und befindet sich zur Zeit im Erprobungsstadium.

Mit der Eskalation haben die Amerikaner in Vietnam angefangen, als es dort darum ging, eine Rebellion niederzuschlagen. Die war zwar nicht gegen die Amerikaner gerichtet, sondern gegen die dortige Regierung – als aber die Amerikaner, die ja als hilfsbereit bekannt sind, merkten, daß dieser Regierung nicht zu helfen war, sprangen sie ihr sofort bei und schickten ihr zunächst mal einige Handvoll Berater, die in Vietnam Frieden stiften sollten. „Der Feind zeigt schon Schwächezeichen“, sagten die Berater frohgemut, „in zwei Monaten sitzt er am Verhandlungstisch!“

Ein Jahr später hatten sich die Berater sehr vermehrt. Auch die Rebellen hatten sich sehr vermehrt. „Wenn die keinen Frieden wollen, müssen wir zur Eskalation greifen“, sagte man in Washington und schickte den Beratern Gewehre, MGs und andere Friedenswaffen nach Vietnam. „Das tun wir nur, um unsere Friedensbereitschaft zu demonstrieren“, sagten die Amerikaner.

Aber die Kommunisten zeigten kein Verständnis für diese Geste, und die Amerikaner wurden deshalb ziemlich grimmig und schlugen mit der Faust auf den Tisch. „Wer den Frieden nicht will, der soll uns mal kennenlernen“, sagten sie und griffen zu einer neuen Eskalation. Dazu brachten sie Geschütze und andere

schwere Friedenswaffen nach Vietnam. „Der Krieg nähert sich einem Wendepunkt“, erklärte ein amerikanischer Diplomat, „der Frieden ist schon ganz nah!“

Ein Jahr später hatte Amerika noch immer nicht seinen Frieden mit dem Vietcong gemacht, obwohl jetzt viele Flugzeuge Bomben auf die Aufständischen warfen, um ihnen endlich die Unvernunft auszutreiben. Leider wurden die Rebellen davon immer unvernünftiger. Da beschlossen die Amerikaner, einen weiteren Friedensschritt zu unternehmen, und zwar mittels der Eskalation. Fortan gingen amerikanische Flugzeuge dazu über, auch über Nordvietnam Friedensbomben abzuwerfen.

Die Rebellen blieben leider uneinsichtig. Vor allem zeigten sie auch kein Verständnis für die Ansicht, daß eine Großmacht wie Amerika ihr Gesicht nicht verlieren darf, während es bei einer Kleinmacht nicht so darauf ankommt. Inzwischen war der Wunsch nach Frieden in Amerika sehr gewachsen, ja, manche Amerikaner hatten das Gefühl, ihr Präsident habe immer noch nicht genug für den Frieden getan. Außerdem standen wichtige Wahlen vor der Tür.

Um wieder etwas für den Frieden zu tun, gab der Präsident das Stichwort: Eskalation und ließ nun auch noch Anlagen in Hanoi und Haiphong bombardieren.

„Jetzt dürfte der Frieden wohl vor der Tür stehen“, sagte ich zu einem sympathischen amerikanischen Oberst. „Ja“, erwiderte der, „aber dazu brauchen wir noch eine Eskalation. Bevor wir mit den Nordvietnamesen Frieden schließen, müssen wir ihnen erst mal eine Kriegserklärung schicken!“

Wolfgang Ebert

John F. Kennedy:

Nie zuvor besaß der Mensch in so hohem Maße die Fähigkeit, seine Umwelt zu ordnen, Hunger und Durst zu beenden, Armut und Krankheit zu besiegen, das Analphabetentum zu beseitigen und das große menschliche Leid zu bannen. Es steht in unserer Macht, diese Generation zur tüchtigsten der Menschheitsgeschichte zu machen – oder zu ihrer letzten.

Foto: UPI

